
MAUTHNER
TOTENGESPRAECHE

Dr. Raimund Steinert
Dresden. d. 31. XII. 15.

rstausg. – 10 M.
n. O. Rausher Cat. 73.

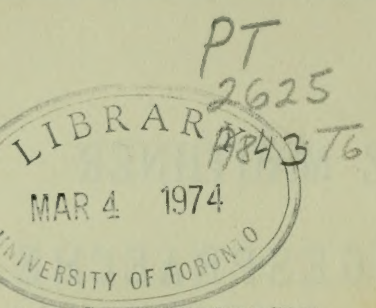


FRITZ MAUTHNER

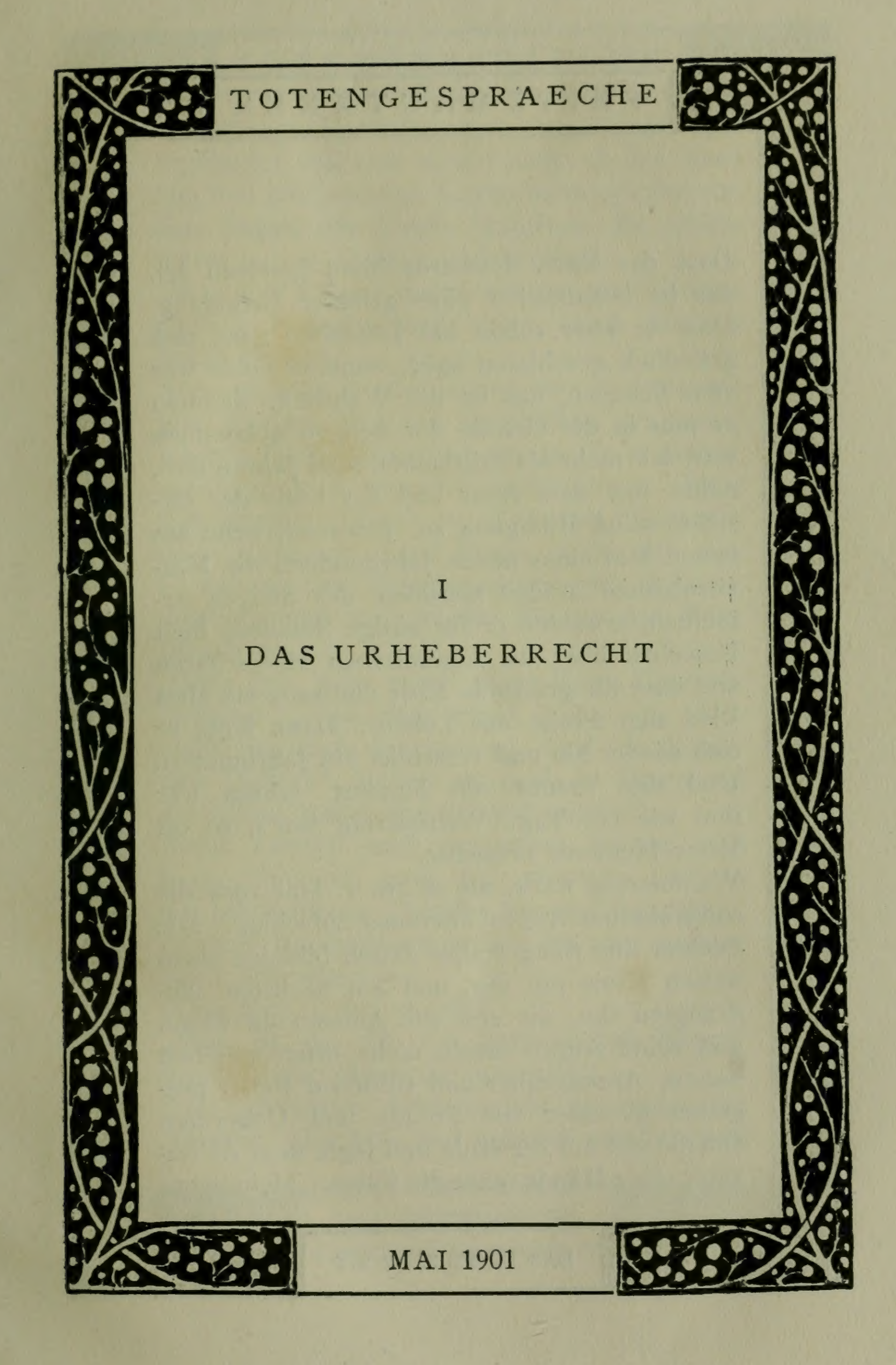
TOTENGESPRAECHE

KARL SCHNABEL BERLIN 1906
AXEL JUNCKERS BUCHHANDLUNG

FRITZ MAUTHNER



TOTENGESPRAECHE



TOTENGESPRAECHE

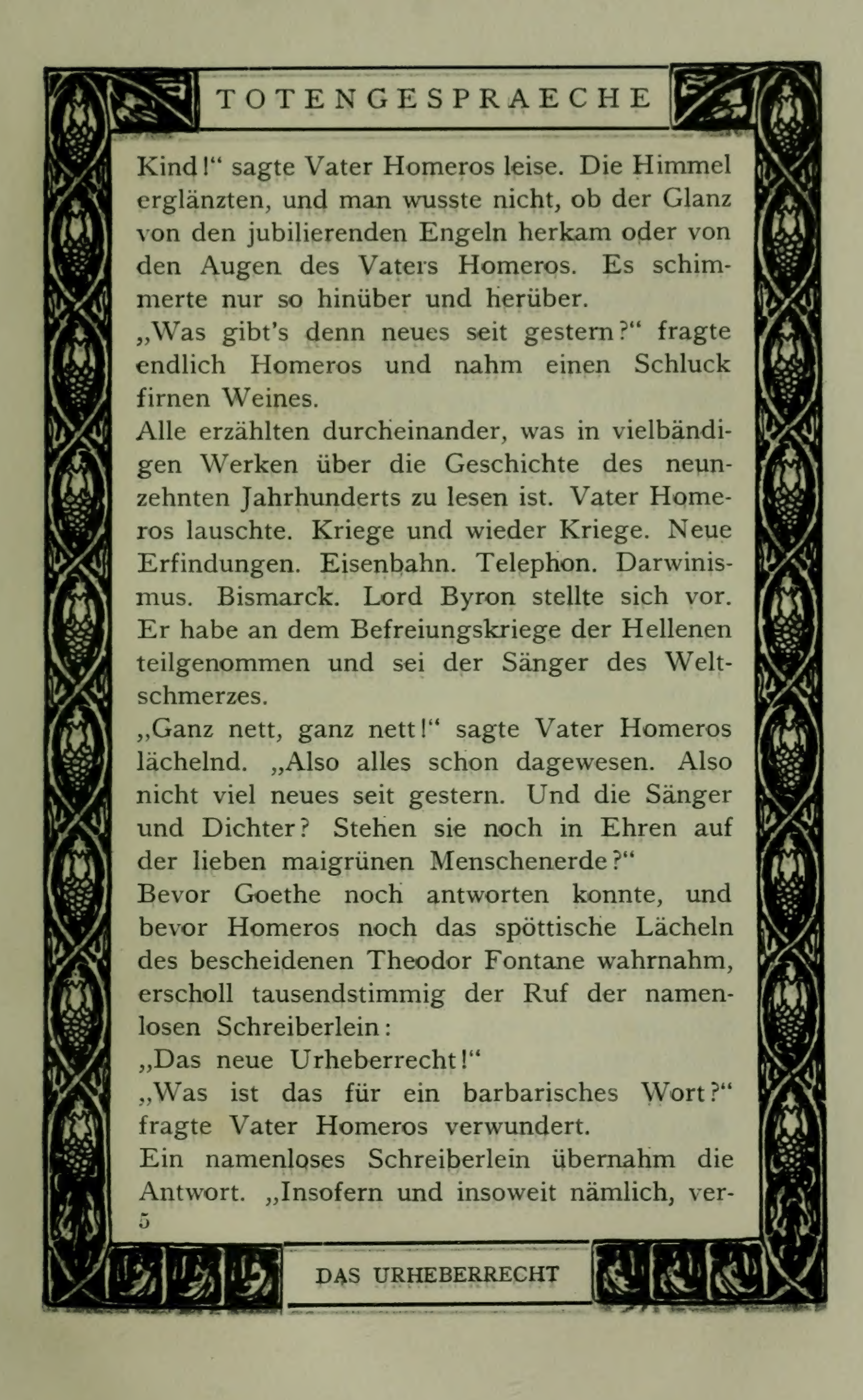
I

DAS URHEBERRECHT

MAI 1901

Dass der Vater Homeros blind gewesen sei, das ist bekanntlich eine gelehrte Erfindung. Dass er aber schon bei Lebzeiten gern und gründlich geschlafen habe, wenn er müde war vom Schauen, das ist die Wahrheit. Seitdem er nun in die Gefilde der Seligen gekommen war, seit mehr als dritthalbtausend Jahren also, nahm mit dem Alter und der Fülle der Gesichte seine Müdigkeit zu. Jedesmal, wenn am ersten Mai eines neuen Jahrhunderts die Märchenbäume in den Gefilden der Seligen erblühten, erwachte er für einige Stunden, hielt Umschau über die himmlischen Heerscharen und über die grünende Erde und sang ein altes Lied zum Preise des Lebens. Dann legte er sich wieder hin und verschlief ein Jahrhundert. Und der Traum von hundert Jahren war ihm wie ein Tag. Weltfeiertag war's, so oft Vater Homeros erwachte.

Weltfeiertag war's, als er am 1. Mai 1901 die sonnenhaften Augen abermals aufschlug. Die Dichter und Sänger aller Zeiten bildeten einen weiten Kreis um ihn, und am nächsten umdrängten ihn, die erst seit kurzem da waren und seine Augen noch nicht offen gesehen hatten. Anzengruber und Gottfried Keller prügelten einander vor Freude und Uebermut. Goethe fiel auf die Knie und legte dem Aeltervater seine Hände unter die Füsse. „Mein liebes



Kind!" sagte Vater Homeros leise. Die Himmel erglänzten, und man wusste nicht, ob der Glanz von den jubilierenden Engeln herkam oder von den Augen des Vaters Homeros. Es schimmerte nur so hinüber und herüber.
„Was gibt's denn neues seit gestern?" fragte endlich Homeros und nahm einen Schluck firnen Weines.
Alle erzählten durcheinander, was in vielbändigen Werken über die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu lesen ist. Vater Homeros lauschte. Kriege und wieder Kriege. Neue Erfindungen. Eisenbahn. Telephon. Darwinismus. Bismarck. Lord Byron stellte sich vor. Er habe an dem Befreiungskriege der Hellenen teilgenommen und sei der Sänger des Weltschmerzes.
„Ganz nett, ganz nett!" sagte Vater Homeros lächelnd. „Also alles schon dagewesen. Also nicht viel neues seit gestern. Und die Sänger und Dichter? Stehen sie noch in Ehren auf der lieben maigrünen Menschenerde?"
Bevor Goethe noch antworten konnte, und bevor Homeros noch das spöttische Lächeln des bescheidenen Theodor Fontane wahrnahm, erscholl tausendstimmig der Ruf der namenlosen Schreiberlein:
„Das neue Urheberrecht!"
„Was ist das für ein barbarisches Wort?" fragte Vater Homeros verwundert.
Ein namenloses Schreiberlein übernahm die Antwort. „Insofern und insoweit nämlich, ver-

ehrter Herr Präsident, wir ein geistiges Eigentum besitzen an den Schöpfungen unseres Talents, insofern und insoweit sind wir nicht Dichter oder Sänger, sondern die Urheber unserer Werke, und unsere Familien verdienen Geld auf Grund des Urheberrechts."

„Geld? Verstehe ich auch nicht recht. Lohn etwa? Hm! Aber ich bin doch kein Urheber gewesen!"

Ein Lateinischer, der vor einigen hundert Jahren sein bisschen Leben der Erklärung der Odyssee gewidmet hatte, wollte vermitteln. Das Wort Urheber stamme von den Juristen her, von den Händelschreibern; es bedeute aber soviel wie Autor oder Literat.

„Ich bin doch kein Autor gewesen! Kein Literat!"

Sophokles nahm das Wort. „Sie sind keine Griechen, lieber Papa! Unter Urheber, Autor, Literat verstehen sie einen Poeten. Der Name wird dir besser gefallen."

„Aber, Menschenskind," sprach Vater Homeros kopfschüttelnd, „Poet hiess zu meiner Erdenzeit soviel wie Macher. Es war ein Ekelname. Wir anderen nannten uns Sänger. Na, einerlei. Machen denn die Macher bessere Gedichte, seitdem sie das Ding da haben, das Urheberrecht? Seitdem sie Geld verdienen?"

Die um Goethe lachten. Tausendstimmig jedoch schrieen die namenlosen Schreiberlein dazwischen: „Darauf kommt es nicht mehr an! Tantiemen! Standesinteressen! Von der Ehre

kann man nicht leben! Nieder mit den Ausbeutern!"

Vater Homeros blickte fragend umher. „Wen meinen die Namenlosen mit den Ausbeutern? Doch nicht etwa die guten Menschen, die wir beglücken mit unserem Singen und Sagen?"

„Das ist allmählich so gekommen," erwiderte Goethe gelassen. „Mehr und mehr Menschen sind eingetreten in die Kaste der Poeten. Wunderliche Heilige, die zum Lohne mehr verlangten als den besten Becher Weines. Sind viele Handelsleute darunter. Die paar wirklichen Sänger und Dichter machen nur eben so mit."

„Wahr ist's," sagte Lessing und trat vor, „nicht einen einzigen guten Vers kann das Urheberrecht schaffen helfen. Krämer haben es durchgesetzt. Aber schliesslich haben sie es auch für die Besten durchgesetzt. Was war das noch in meinen Tagen für eine Erniedrigung! Im Dienste der Reichen stand der Dichter, wie ein Porträtmaler. Auch ich stand auf dem Markte, und niemand wollte mich dingen. Jetzt kann das neue Recht Freiheit und Unabhängigkeit bringen. Die Kollegen da unten können Stolz zeigen, wenn sie Stolz haben."

„Und dann," murmelte Franz Schubert wehmütig lächelnd, „ich litt Not da unten. Nicht dass ich klagen wollte. Auch Not ist eine menschlich schöne Erinnerung an die grüne Erde. Jetzt, wo's vorüber ist. Doch damals — mir ist, als hätte es weh getan."

„So so, ja ja, ich bin ein alter Mann. Ich habe immer geglaubt, als Sänger könne man immer stolz sein, als Sänger brauche man niemals Not zu leiden, inwendig, im lieben Herzen. Na, immerhin, und wer hat denn das schöne neue Gesetz gemacht?“ Nur Goethe bemerkte, wie es schalkhaft aus den sonnenhaften Augen des Vaters blitzte. Tausendstimmig antworteten die namenlosen Schreiberlein: „Die Mehrheit! Die allweise Mehrheit! Es lebe die Mehrheit!“

„Wieder so ein neues barbarisches Wort,“ sagte Vater Homeros und liess sich bedeuten, dass in der Reichsversammlung nicht die weiseste Meinung obsiege, sondern die Meinung, welche zufällig die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinige. Dass in der Reichsversammlung nicht die weisesten Männer beisammen sitzen, sondern die, welche von der Mehrheit ihrer Stadtgenossen gewählt wurden. Und am ersten April sei gar eine Mehrheit für den weitesten Antrag zustande gekommen: die Werke der Dichter und Sänger sollten nicht für dreissig, nicht für fünfzig Jahre, nach dem Tode des Schöpfers sollten sie für ewige Zeiten vor dem genusssüchtigen Volke geschützt bleiben. Zuerst zugunsten der Erben und nachher zugunsten eines ungeheueren internationalen Vereins der namenlosen Schreiberlein.

„Ei gut, ei schön,“ sagte Vater Homeros und nahm wieder einen Schluck firnen Weines. „Das verstehe ich recht wohl. Da wird also der ärmste Mann aus dem Volke steuern müssen

für das Schatzhaus der namenlosen Schreiberlein. Ei gut, ei schön. Wenn ihr aber nach Annahme dieses Dings da, des Urheberrechts, etwa noch einmal auf der maigrünen Erde lebtet, mein stolzer Lessing, mein armer Franz Schubert, dann würde es euch ja gar nicht besser gehen wie vorher. So lange ihr lebtet nämlich. Denn die Mehrheit, weil sie zu so ungemessenem Ansehen gelangt ist, würde euch noch mehr Erniedrigung und Not leiden lassen als einst. Und das Dings da, das Urheberrecht, würde wieder erst nach euerem irdischen Tode wichtig, und ihr könntet euch wieder keinen Becher Wein bezahlen. So scheint mir das Dings da für die allerbesten Dichter und Sänger nicht den Wert zu besitzen, den ihr ihm beilegt. Ich frage also noch einmal, ob man jetzt da unten schöner singen und sagen wird."

Richard Wagner, dem das ganze Gespräch wegen Familienrücksichten unangenehm war, unterbrach. Es sei Weltfeiertag, er habe das Fachsimpeln satt. Man solle den Dichterkomponisten Homeros lieber mit Kunst erfreuen. Mit etwas Schönem. Da der Parsifal ein Monopol seiner Witwe sei, so werde er das Scherzo aus Beethovens neunter Symphonie dirigieren. Oder das Alegretto aus der siebenten.

Schon wimmelten die himmlischen Heerscharen an ihren Pulten, schon hatte Wagner den himmlischen Welttaktstock erhoben, da entstand ein Murren unter den namenlosen Schreiberlein.

„Erst bezahlen! Das Urheberrecht gilt auch in



den Gefilden der Seligen. Erst bezahlen! Und dann abstimmen, was gespielt werden soll!"

Unter den namenlosen Schreiberlein waren nämlich einige Agenten des internationalen Vereins für Wahrung des Urheberrechts.

Die seligen Dichter und Sänger wurden verlegen. Niemand von ihnen hatte einen Pfennig Geld. Da wandte sich Vater Homeros bittenderweise an den Herrn. Der Herr schenkte freundlich die beiden goldenen Schüsselchen, auf die er eben einen Regenbogen stellen wollte.

„Her damit!" schrieen die Agenten des Urheberrechts. „Und jetzt zur Abstimmung darüber, was gespielt werden soll!"

Nach Mehrheitsbeschluss kam nicht das Scherzo aus der neunten Symphonie zur Aufführung, auch nicht das Alegretto aus der siebenten; sondern „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion."

Da lachte der Herr, der einen neuen Regenbogen aufzubauen angefangen hatte, und es lachte der Vater Homeros.



II

THEATER UND DALAI LAMA

JULI 1904

Es war bald nach dem Kriege zwischen dem Zaren und dem Mikado. Die Völker Asiens glaubten, da habe ein orientalischer Staat einem abendländischen seine Ueberlegenheit gezeigt. Und mit Altväterweisheit gingen die Völker Asiens daran, das Vorgehen der Japaner nachzuahmen. Sie schickten Vertrauensmänner in die grössten und stärksten Länder Europas. Diese Vertrauensmänner (es ist nicht sicher, ob das indo-chinesische Wort besser mit Botschafter oder mit Kundschafter zu übersetzen sei) hatten treu zu beschreiben, was sie bei uns etwa gesehen hatten. Nachher konnten ihre Regierungen prüfen, das Gute des Abendlandes annehmen, das Schlechte lassen.
Vielleicht werde ich einmal erfahren und erzählen können, wie die Berichte über unsere Aerzte und Geistlichen, über unsere Schulen und Kasernen, über unsere Ehen und Wohnräume, über unsere Bücher und Parlamente lauteten. Heute weiss ich nur zu melden, wie sich der Botschafter oder Kundschafter mit dem Dalai Lama von Tibet über eine einzige unter den vielen abendländischen Einrichtungen verständigte. Ueber unser Theater. Dass es ein Kulturfaktor ersten Ranges sei, hatte der Dalai Lama gelesen. Das Wort „Kulturfaktor“ hatte einen mächtigen Eindruck auf ihn geübt.

Der heimkehrende Vertrauensmann aber sprach zu dem geistigen Oberherrn von Tibet: „Eine schwere Aufgabe hast du mir gestellt, Allerkostbarster! Bis zur Ermüdung habe ich die Theater von London und Paris, von Berlin und Rom, von Wien und Bayreuth besucht, zwei Jahre lang täglich. Müde bin ich davon geworden bis zur Sehnsucht nach der Erlösung vom Lebenstaumel. Aber gelernt habe ich nicht einmal das: ob die Theater der Abendländer zu den Anstalten der Priester oder ob sie zu den Anstalten der Bajaderen gehören. Wichtig scheinen sie den Völkern dort zu sein; denn man hört öfter von jungen Schauspielern und Sängerinnen reden als von alten Weisen. Und die Bildnisse der jungen Schauspieler und Sängerinnen geniessen abgöttische Verehrung. Opfer über Opfer werden ihnen gebracht. Opfer von Geld und Gut, Opfer von Worten. Nur dass die Völker lachen, sobald diese Verehrung von Fremden ernst genommen wird. Kurzweil und müssige Lust ist das Theater den Völkern. Die Schriftgelehrten dort wissen auch nichts. Denn seit tausend Jahren streiten sie darüber, ob das Theater (so sprechen sie) eine moralische oder eine unmoralische Anstalt sei, ob es der Freude oder der Andacht diene."

„Freude oder Andacht? Oder? Das ist also ein Gegensatz bei den Abendländern? Die armen Menschen!" Der Dalai Lama sagte es und lächelte milde, wie ein Dalai Lama lächeln muss, wenn er schreien möchte vor Lachen.

„Freude oder Andacht!“ rief der Kundschafter, der seines Meisters Lächeln nicht verstand. „Und sie können nicht zusammenkommen, die Herren des Theaters, die Könige und die Völker des Abendlandes. Und so wirr, Allerpreislichster, sind dort die Köpfe, dass die Könige das Entgegengesetzte von dem erreichen, was sie wollen; und ebenso die Völker. Glaube mir! Ich rede wahr. Ueberall, in London und Paris, in Berlin und in Rom ist es dasselbe. Das Volk will immer nur Kurzweil, Freude, Vergnügen. In seiner Sucht nach diesen Dingen verlangt es überall und immer das Neueste, das Allerneueste. Da hat es nun das Unbekannte, das die Welt regiert, so gefügt, dass in dem Neuesten und Allerneuesten häufig die Keime verborgen sind, aus denen langsam das Hohe und Höchste erwächst. Oft habe ich's erlebt. Das Volk will sich amüsieren — wie sie es nennen — und nimmt die Andacht mit in Kauf, wenn sie sich nicht für Andacht ausgibt. Das Volk läuft ins Theater, um zu schauen, wie eine Frau halb nackt tanzt und ihre Glieder sehnend reckt; und die Worte tiefen Sinnes, die den Tanz begleiten, hört es wie eine Zugabe an, mit halbem Ohr, dennoch gefesselt. Es weiss nur nicht, das ewig kindliche Volk, dass es auch da wieder durch kostbare Gewänder und Reigenschritte zur Andacht gelockt wird.“

„Wie in unseren Tempeln,“ sagte der Dalai Lama; diesmal lächelte er nicht.

„Genau umgekehrt geht es den Königen, Aller-

herrlichster! Sie wollen die Andacht erzwingen, die sie in Berlin und Rom, in London und Paris bald die Kunst und das Ideal, bald das Erhabene und das Feierliche nennen. Weil nun die Könige die Andachtskeime im Neuen und Neuesten nicht zu sehen vermögen, weil sie das Andächtige und Feierliche immer nur im Hergebrachten erblicken, in dem Alten, das früher einmal Andacht und Feier bot, darum verbannen sie das Neue und wollen dem Volke nur die Wahl lassen zwischen alter Andacht und alter Lustigkeit. Wie nun abgestandener Weihrauch widerwärtig ist, nicht aber abgelagerter Wein, so ist von dem Alten, das die Könige zulassen, das alte Possenstück stets willkommener als das alte Andachtsstück. Und man hat es mir überall bestätigt, von London und Paris über Berlin und Wien nach Rom, dass das Volk im Theater jedesmal das gemeinste Vergnügen fand und gar keine Andacht, wenn die Staatslenker es zu frömmster Sitte zu erziehen gedachten."

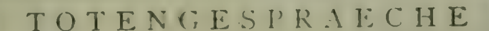
Der Dalai Lama nickte mit dem weissen Kopfe. „Und die Andacht wurde den Gebetmühlen und den Kleinkinderschulen überlassen. Nicht viel Neues bringst du mir aus dem Westen. Wir wollen klüger handeln als die Theaterherren im Abendlande. Ist denn die Frage, ob Freude oder Andacht, nicht ebenso beträchtlich wie die Fragen nach Mein und Dein? Richter haben wir, die darüber entscheiden, ob des Esels Schatten nützen dürfe, wer den Esel gemietet

habe. Richter über Freude und Andacht haben wir nicht. Wir wollen solche Richter einsetzen, unabhängige Männer, dem Volke und dem Könige die Wahrheit zu sagen."

„Das wird nicht viel helfen, Allerkostbarster! Dort im Abendlande gibt es solche Richter. Seit mehr als hundert Jahren. Nicht besser und nicht schlechter als andere Richter, als die Richter über Mein und Dein, über Kopf und Kragen. Menschen. Man hat einen drolligen Namen für diese Richter. Theaterkritiker nennt man sie. Ueber Freude und Andacht urteilen sie. O, Allerzierlichster, was hab' ich erfahren! Die Könige kümmern sich gar nicht um diese Richter. Denn Könige hören immer und bestenfalls nur auf die Richter, die sie selbst bezahlen. Das Volk aber, ja, das studiert emsig und schlau die Urteile dieser Richter. Um der Andacht willen nicht. Mochte der Richter in seinem Urteil noch so getreulich der Andacht dienen, das Volk forschte im Richterspruche doch nur nach Gaben der Freude und der Kurzweil. Einen Wegweiser zur Andacht wollte der Richter geben; das Volk suchte sich stets die Nebenpfade zur Kurzweil aus. So kam es im Abendlande, dass die Kunstrichter zuerst verlangten, man möchte die Einrichtung des Kunstgerichtshofes wieder abschaffen. So geht das zu, drüben, im Abendlande. Wie ja auch . . ."

„Sprich nur aus, mein Sohn, was du denkst!"

„Wie ja auch das Priestertum nicht aufhört zugleich mit dem Glauben, auf den es gegründet ist."



Der Dalai Lama lächelte und nickte und spielte mit dem Rosenkranz, der, auf einer Seidenschnur aufgereiht, an seinem Gürtel hing.

„Meinst du? Das Priestertum sollte jedesmal aufhören zugleich mit dem Glauben, auf den es gegründet ist. Du hast viel gesehen, dort, im Abendlande. Kannst du mir nun einen Plan vorlegen, wie wir bei uns das Theater der Abendländer einführen, das Gute annehmen, das Schlechte lassen könnten? Wie wir vermeiden könnten den Streit zwischen Freude und Andacht, zwischen Kurzweil und Ernst, zwischen Vergnügen und Geistesbildung, oder wie immer sie dort diesen Gegensatz mit Worten ihrer Sprache nennen? Kannst du mir einen solchen Plan vorlegen? Denn wir wären noch dümmer als die Leute des Westens, wenn wir ihre ererbten und angeborenen Torheiten aus freier Wahl zu den unseren machten."

„Ich habe einen Plan, Allerkostbarster! Er ist so schwer und so einfach, wie es schwer und einfach ist für ein Kind, laufen zu lernen, lieben zu lernen für eine Jungfrau. Wir sollen, wir dürfen keinen Unterschied sehen zwischen Freude und Andacht. Verstehst du mich, Ehrwürdigster? Jede Andacht soll uns Freude sein, und jede Freude Andacht. Du lächelst und nickst. O, ich kenne dieses verächtlich zustimmende Lächeln. So lässt man Kranke reden, die im Fieberwahn Unwirkliches zu sehen glauben. Du meinst, ich sei von der abendländischen Wortkrankheit angesteckt, ich werfe

nur so zum Spiele ungereimte Vorstellungen durcheinander. Nein, ich sehe etwas, was Wirklichkeit werden könnte, wenn du, du nur wolltest. Lass mich's dir schildern! Dass jede Andacht Freude sein soll, und jede Freude Andacht, das ist als bloss schillernder Satz so leer und allgemein, dass ein Bonze oder ein Lama es gesagt haben könnte. Würde es aber Wirklichkeit, so erlebten wir eine neue Welt, ein neues Geschlecht. Lass mich's dir schildern! Wir wollen das Volk so erziehen, dass es seine Freuden in Ehren hält, dass es seine Freuden in Ehren halten kann. Wir wollen das Volk so erziehen, dass es kein schlechtes Gewissen mehr kennt bei seinen schönen Freuden, und dass es andere als schöne Freuden nicht mehr will. Wir wollen das böse Volk mit der guten Natur versöhnen. Dann wird von selbst jede Freude eine Andacht sein. Und — höre mich, höre mich! — wir wollen auch die Religion mit der Natur versöhnen. Wir wollen die Kinder nicht mehr im Veralteten und Gestorbenen unterrichten, sondern im Neuen und Lebendigen. Wir wollen keinen Glauben mehr predigen, den wir selbst nicht mehr glauben. Wir wollen die Wahrheit von heute bekennen und nicht mehr die Wahrheit von gestern. Dann wird endlich, endlich jede Andacht eine Freude sein. Dann werden wir mit heiligem Lachen zu den armen Menschen des Abendlandes hinüberblicken dürfen, die nicht nur auf ihrem Theater, die überall in ihrem Leben den

verruchten Gegensatz von Freude und Andacht spüren. Mitten durchs Herz geht ihnen dieser nichtswürdige, dieser seelenmörderische Gegensatz. Wir wollen von ihrem Elend lernen. Wir wollen die beiden höchsten Gefühle der sehnenden Menschheit vereinigen: Glück und Ehrfurcht."

Lächelnd löste der Dalai Lama die Seidenschnur mit dem Rosenkranz von seinem Gürtel und reichte sie seinem Botschafter oder Kundschafter.

„Da! Ich habe dir mit Vergnügen zugehört. Aber deine Pläne sind gefährlich für den Staat des Dalai Lama! Da! Geh und erdrossele dich in Frieden! Ich werde deiner freundlich gedenken. Nur der Dalai Lama selbst darf solche Gedanken denken. Denn der Dalai Lama hat nicht den Wunsch, ihnen Wirklichkeit zu geben."

Der Botschafter erdrosselte sich in Frieden zu den Füssen des Dalai Lama. Eigentlich war aber schon vorher tot, was immer er etwa sagte. Totgeweiht sind die Boten des reinen Glücks und der reinen Ehrfurcht.


FRITZ MAUTHNER
III
CERVANTES
APRIL 1905

Bis in die Gefilde der Seligen war die Kunde gedrungen, dass überall auf Erden der Monat gefeiert werden sollte, in dem vor dreihundert Jahren das Buch für Götter und Menschen, der Don Quijote von Miguel de Cervantes Saavedra ans Licht gekommen war. In der Halle der fürstlichen Genossen sassen oder standen die Auserwählten beisammen, die Ganzgrossen, die auch im Himmel und für Ewigkeit Dichter gerufen wurden.

Sie scherzten darüber, welche Ehrung die Menschen ersinnen könnten, einen würdigen Lohn für des Cervantes Wirken. Nur er selbst nahm an dem Gespräche nicht teil; er las in einem alten Buche; einen Bericht von den Kriegsabenteuern seines Feldherrn, des famosen Don Juan d'Austria.

Der erste Vorschlag war natürlich der, dem Dichter des Don Quijote ein prächtiges Denkmal zu setzen.

„Das mag immer," meinte Goethe, „ein bedeutendes Zeichen werden von der Dankbarkeit der Nachgeborenen. Vergesst nur nicht, dem Bildhauer einzuschärfen, dass er das Denkmal des Dichters kleiner mache, als das kleinste Denkmal des Königs ausgefallen ist, unter dem er gelebt hat! Sonst dürfte es schwerlich aufgestellt werden."

Shakespeare regte an, man könnte die irdischen Reste des Dichters im Escorial beisetzen, der Nekropolis der spanischen Könige, so wie viele (viel zu viele und doch wieder nicht die rechten) englische Dichter in der Westminsterabtei begraben worden wären.

„Schade nur," entgegnete Molière, „dass niemand weiss, wo die irdischen Reste meines grossen Meisters zu finden wären! Ich habe mir wenigstens sagen lassen, sie hätten den Leib des edelsten Spaniers seinerzeit eingescharrt wie einen Hund, und niemals habe sich jemand um sein Grab gekümmert. Aber vielleicht könnte er nachträglich zum Mitgliede der spanischen Akademie gewählt werden. Wollten die Akademien nur die Gewohnheit annehmen, berühmte Tote zu wählen, anstatt zwischen lebendigen Bewerbern zu entscheiden, so würden Neid, Dummheit und Lakaiensinn seltener an den Tüchtigsten vorübergehen."

„Oder," rief Dante mit einer schelmischen Verneigung vor Goethe, „man könnte Herrn Cervantes nachträglich in den Adelsstand erheben, falls Nachkommen da sind, welche die Taxe mit Zins und Zinseszins bezahlen wollen."

Cervantes blickte von seinem Buche auf. Er murmelte vor sich hin: „Ich bin aus einem altadeligen Geschlechte der jetzigen Provinz Galicia. Nicht einmal bei Lebzeiten hat mein Wappenschild mich vor dem Kampfe gegen Hunger bewahren können. Seltsam! Der Hunger ist der furchtbarste unter allen Feinden,

und dennoch gilt der Kampf mit diesem Feinde für den ehrlosesten."

„Dann wird wohl nichts übrig bleiben," sagte Aristophanes, „als den Mann nach altgriechischer Sitte um seines Ruhmes willen zu ächten und zu bannen. Durch Majoritätsbeschluss. Hat doch auch die Kirche mitunter erst nach dem Tode verbrennen lassen. Acht und Bann aber scheint seit Menschengedenken doch der sicherste Beweis und das untrüglichste Siegel wahrer Grösse gewesen zu sein."

Die fürstlichen Genossen merkten endlich, dass sie keine Ehrung ersinnen könnten, ungeheuer genug, das ungeheuere Elend aufzuwiegen, das dem edlen Cervantes vor dreihundert Jahren das Leben war.

Da stürzte Petrus herein, eilig und ungeduldig wie immer.

„Einer von den Herren muss mir eine spanische Grammatik borgen! Und ein spanisch-hebräisches Wörterbuch! Es ist zum . . . Nicht eine Stunde hat man Ruhe!"

Der liebe Gott lerne spanisch. Da müsse der ganze himmlische Hofstaat die Mode mitmachen und über Nacht spanisch lernen. Eine schwere Aufgabe für den alten Kopf des Petrus, Vokabeln und Regeln auswendig lernen. Einfach ekelhaft.

„Die Engel, die frechen Buben, denen wird's leicht gemacht. Sie saugen den Duft aus einer spanischen Blume, sie benetzen die roten Lippen

mit einem Tropfen spanischen Weines, und sofort können sie alles, was ihr Dienst heute verlangt: spanische Lieder und spanische Tänze. Ich armer geplagter Himmelspförtner!"

„Nach welcher Methode," fragte Aristophanes, der immer begierig war, sich über die Einrichtungen des modernen Götterhimmels belehren zu lassen, „nach welcher Methode lernt der liebe Gott selbst eine neue Sprache zu den übrigen, die er den Menschen gegeben oder von den Menschen empfangen hat?"

„Ach der!" sagte Petrus brummig. „Für den ist alles bequem eingerichtet. Er wirft nur ein kleines Stückchen seiner unendlichen Liebe auf einen Erdensohn, und auf der Stelle versteht und spricht Er die Sprache dieses Erdensohnes. Er wirft seine Liebe auf einen Deutschen und spricht deutsch. Er wirft seine Liebe auf eine Spanierin oder einen Spanier, und Er spricht spanisch."

„Ei," sagte Aristophanes mit nachdenklichem Lächeln, „da werde ich wohl die Ansicht ändern müssen, die ich einst über die Herkunft der Liebe gehegt und verbreitet habe. Sollte ich wieder einmal eine Tischrede über die Liebe halten müssen, so werde ich also anheben: Kein Mensch versteht den anderen. Durch die Sprache sind die Menschen getrennt und durch die Sprachen. Wenn aber dennoch einmal zwei Menschen einander begegnen, die die gleiche Sprache reden, die einander verstehen, so mag man das wohl Liebe nennen. Die Erscheinung



lässt sich am saubersten zwischen Männlein und Weiblein beobachten."

Petrus hatte inzwischen unordentlich die Bibliothek durchstöbert. „Quark! Nichts als Poesie und solches Zeug! Ich brauche ein spanisch-hebräisches Wörterbuch. Wird schwer zu finden sein. Ich muss über Nacht spanisch lernen. Ich armer geplagter Himmelspförtner!"

Fort war er. Cervantes vertiefte sich wieder in die Kriegszüge seines Don Juan d'Austria; er wollte sich's nicht anmerken lassen, wie sehr ihn die Nachricht erregt hatte: der liebe Gott lerne spanisch. Warum auch nicht? Warum sollte der liebe Gott nicht den Wunsch haben, sich mit einem Hidalgo in der Muttersprache zu unterhalten?

Homeros und Goethe führten eine leise Unterredung.

„Vater," sagte Goethe, „hättest du die Gefilde der Seligen gekannt, dein Pelide hätte im Schattenreiche den ärmsten Knecht nicht um das nackte Leben beneidet!"

„Und du, mein liebes Kind," antwortete Homeros, „sollst den guten Cervantes um diese Stunde nicht beneiden. Kind, Kind! Bist ja kaum erst angekommen!"

Plötzlich ertönte ein wundersamer Klang durch die hellen Himmel. Derselbe Klang, der sonst nur zu hören war, so oft die Sonne alljährlich in das Zeichen des Frühlings trat. Ausser der Zeit donnerte nun plötzlich dieser unergründliche Jubelruf durch die Räume. Und der

schöne Lieblingsengel Gottes stand in der Halle der fürstlichen Genossen und sprach zu Cervantes: „Der liebe Gott liest deinen Don Quijote. Er hat gelacht. Ihr habt ihn lachen hören. Gleich wird er hier sein. Er liest ja nicht, wie Menschen lesen, Zeile um Zeile. Hundert kleine Engel wenden im Fluge die Blätter, und vor Seinen stummen Augen gleitet die Geschichte vorüber, so wie du sie einst geschaut hast. Mach' dich gefasst auf den Anblick des Herrn."

Cervantes hatte sich erhoben. Er zitterte. Aber er sprach:

„Ich bin ein Spanier von Adel. Er möge kommen."

Und mit dem Stumpf seiner linken Hand, um sich eine Haltung zu geben, stiess er seinen Degen gegen den Boden.

Draussen wurde es laut und lauter. Ein unendlicher Zug schien zu nahen. Alte spanische Balladen riefen wie zum Tanze, maurische Weisen schollen seltsam dazwischen. Tausendfach dazu die gezupften Akkorde von Gitarren. Der liebe Gott trat in die Halle.

Die fürstlichen Genossen beugten ihr Haupt, die Hände über der Brust gekreuzt. Nur Cervantes blieb hochaufgerichtet. Seine Augen blitzten wie damals, als in der Seeschlacht von Lepanto seine Brigantine das Signal zum Angriff erhielt. So tapfer hielt er sich jetzt vor seinem Gott. Er zog den Degen und salutierte. Nur dass ihm dabei die lederfarbenen Wangen feucht wurden, und dass ein wildes Stöhnen



wider seinen Willen durch die festgepressten Lippen drang. Ein Schluchzen des Glückes.
„Du also hast das geschrieben. Es ist gut. Ich bin zufrieden."
Dann zu seinem Lieblingsengel gewandt:
„Hast immer zu schelten auf das böse dumme Menschenvolk. Dann kommt aber alle paar hundert Jahre mal so ein Kerl dran. Sieh ihn an und söhne dich lachend mit meiner Schöpfung aus!"
Und zu den fürstlichen Genossen:
„Guten Morgen, meine Granden!"
Und wieder zu Cervantes:
„Du hast mir Freude gemacht, so wirst du dir wohl eine Gnade ausbitten müssen."
Cervantes holte dreimal Atem, tief und lang. Dann sprach er:
„Lieber Gott, als einen Krüppel und einen Bettler hast Du mich leben lassen. Zum Entgelt hast Du mir den göttlichen Rausch geschenkt, hast mich Dichter sein lassen. Ich danke Dir. Der Krüppel, der Bettler hätte nur in schwächlichen Stunden mit seinem König getauscht. Aber auch in den Kerker hast Du mich geschickt. Im Kerker habe ich ersonnen, was Du jetzt so — so belohnst. Ketten an meiner Rechten, Ketten an der verstümmelten Linken! Ich in Ketten! Es war grausamer, als Worte sagen können. Lieber Gott, willst Du mich dafür entschädigen, so öffne die Kerker der Hölle. Vergib den Sündern und den Narren, die Dich beleidigt haben. Oeffne Deine Kerker!"

Der liebe Gott lächelte. Sein Lächeln.
„Du Mensch! Ich habe keine Hölle, habe keine Kerker. Nur die Menschen auf der Erde wissen etwas von Rache und Strafe. Ich habe keine Hölle. Das eben zu begreifen, das war die Gnade in deinem Kerker. Das hat ja dein Buch zu einem Buch für Gott und Menschen gemacht. Sünde und Narrheit sind wie Zufallsblätter an einem grossen Baume. Hast du's denn wieder vergessen? Eine andere Gnade wirke dir aus!"
„Dann wüsste ich nur eins, lieber Gott, das jedoch kannst Du mir nicht gewähren, all in Deiner Allmacht."
„Vielleicht doch!"
„Den Schatten meiner Phantasie möchte ich lebendig sehen, den sinnreichen Junker Don Quijote von der Mancha, wie ich ihn damals vor mir sah, da er mich nächtens in meinem Kerker besuchte, zu Argamasilla, vor dreihundert Jahren, da er Zwiesprach mit mir hielt, so wirklich wie jetzt Du. Und auch —" Cervantes' Augen funkelten voll Schalkheit — „auch meinen Sancho Pansa möchte ich wohl leibhaftig wiedersehen, wenn es Deiner Allmacht möglich wäre."
„Du Mensch! So weisst du gar nicht, mein Söhnchen, dass du ein Schöpfer warst? Mir ins Handwerk gepfuscht hast? Im Ernste ein Schaffender, hast du diese beiden Gesellen selbst lebendig gemacht und auf ihre Beine gestellt, unabhängig von mir, unabhängig von

Gott und der Welt, unabhängig, wie man nur im Kerker ist. Na, nicht ganz ohne meine heimliche Hilfe. Deine Bitte ist gewährt. Der Junker von der Mancha und sein Sancho leben und haben sich fortgepflanzt da unten."

Der Lieblingsengel öffnete ein wenig die Wand der Halle, und Cervantes blickte herunter auf die Menschenerde. Er sah das Kribbeln und Krabbeln des Menschenvolkes. Nichts hatte sich verändert seit dreihundert Jahren. Nur schneller war das Kribbeln und Krabbeln geworden.

Lange konnte Cervantes unter dem wimmelnden Haufen keine Menschen unterscheiden, die seinen beiden Gesellen ähnlich gewesen wären. Dann wurde sein Blick schärfer und schärfer. Zerstreut unter der Masse, zerstreut über alle Länder sah er hundert und hundert wunderliche Erdenkinder, die offenbar Don Quijote, andere, die Sancho Pansa gezeugt hatte. Es waren nicht die schlechtesten Arbeiter, die dem Stamme Sanchos entsprossen waren. Es waren nicht die schlechtesten Helden der Tat oder des Denkens, die zu der Sippe Don Quijotes gehörten.

Endlich erblickte Cervantes auch ihn selbst, den sinnreichen Junker. Gottes Sohn, der Gottes Narr geworden war. Cervantes schrie auf und schlug seine rechte Hand vor beide Augen. Er stürzte auf sein Knie nieder, und im Saume von des lieben Gottes Gewand barg er sein Haupt und seine Tränen.

FRITZ MAUTHNER

IV

RENÉ DESCARTES

MAERZ 1896

Zwei Sterne, verurteilt, umeinander zu kreisen. Eine Doppelsonne. Das verwünschte berühmte Liebespaar. Francesca di Rimini und ihr Paolo. In einen Doppelstern verwandelt. Der böse alte Zauberer hat ihnen gesagt, zur Strafe sei ihnen das widerfahren; umeinander herum und aneinander vorbei führen ihre Bahnen und nicht früher sei es ihnen gegeben, ineinander zu stürzen, sich zu vereinigen und wieder menschliche Gestalt zu gewinnen, als bis die Schuld gesühnt ist, dass sie an jenem Tage nicht weiterlasen, dass sie an jenem Abend einen Buchschreiber zum Kuppler machten. Noch sind Francesca und Paolo nicht ganz tot. Sonst wüssten sie es besser: Dass drüben von Schuld und von Sühne nicht die Rede ist, dass kein Unterschied besteht zwischen Umkreisen und Ineinanderstürzen, dass sie einst und jetzt ein und derselbigen Macht gehorchen, der Anziehung oder der Sehnsucht.
Francesca und Paolo nehmen den Spruch des alten bösen Zauberers wörtlich. Erst dann sollen sie wieder zueinander kommen, wenn sie einmal ein ganzes Buch von der ersten bis zur letzten Seite gelesen haben, ohne die geistige Beschäftigung durch ihre sinnliche Leidenschaft zu unterbrechen. Viele Bücher haben sie angefangen. Nie noch ist es ihnen geglückt.

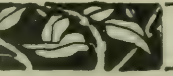
Die Werke der Dichter und Träumer wurden ihnen immer wieder zu Kupplern. Besonnener und geduldiger war Paolo. Er war müder von der Erdenzeit her. Ungeduldiger und unbesonnener war Francesca. Doch auch klüger. Von ihr gingen seit mehr als hundert Jahren die Versuche aus, mit dem Lesen philosophischer Bücher die Probe zu machen, ob die Sehnsucht nach Erkenntnis nicht stärker werden könnte als die Sehnsucht nach Liebe. Eben hatte sie im Vorüberfliegen erfahren, dass unten auf der kleinen Erde die Erinnerung an Descartes gefeiert würde.

FRANCESCA: Du weisst ja alles, mein Paolo. Hätte dieser Descartes vielleicht ein Buch hinterlassen, das uns dienlich sein könnte?

PAOLO: Ich fürchte, wir werden in Zeit und Ewigkeit ein solches Buch nicht finden.

FRANCESCA: Ich bin doch sonst eine recht gebildete Frau. Warum vernehme ich den Namen Descartes heute zum ersten Male? Gehört er nicht zu den Ganzgrossen? Gehört er nicht zu den Himmelsfliegern, deren flammende Gedanken uns reinigen von der dumpfen Nacht des geschlechtlichen Alltags? Die uns reiner werden lassen durch das Feuer? Leider immer nur für eine kurze Stunde, nicht für die endlose Zeit, die das Lesen so schwerer Bücher verlangt.

PAOLO: So lass doch, Geliebte. Nicht einmal eines der kurzen Gespräche Platons haben wir selig Unseligen nach Vorschrift zu Ende



lesen können. Niemals lasen wir weiter. Und heute gar. Ich wittere Erdenluft und Erdenfrühling. Da unten schwellen schon die Knospen am lila Flieder, einige Veilchen öffnen Blätter und Blüten. Weisst du noch? Soll ich wirklich an solchem Tage trocken Geschichte der Philosophie vortragen?

FRANCESCA: Wir müssen. Wenn wir ineinanderstürzen wollen. Ist es denn so schwer, mir mit zwei Worten zu sagen, worüber sie da unten stundenlang die Zeit verderben?

PAOLO: Sehr schwer. Wenn wir uns nicht wie die Lebendigen da unten begnügen wollen mit toten Schlagworten und toten Redensarten.

FRANCESCA: Nur eins: War dieser Descartes auch einer? Ja oder nein? Hat er die Menschheit um einen Gedanken vorwärts gebracht? Ja oder nein? Hat er in einem seiner Bücher einen Gedanken ausgeführt, gross genug, dich und mich über das persönliche Schicksal hinauszuheben? Gross genug, dich und mich zu erlösen? Das müsstest du mir doch in einer Sonnenviertelstunde beibringen können.

PAOLO: Für eine Sonnenviertelstunde vielleicht. Descartes hat ja immer Glück bei den Damen gehabt. Er kam in die Mode wie eine neue Hutform. Er wurde zuerst durch die Freundschaft der Pfalzgräfin Elisabeth verwöhnt, dann durch die der Königin Christine von Schweden. Als Hofmann der Königin hat er sich in dem nordischen Lande erkältet und



ist daran gestorben. Er war ein durchaus ungewöhnlicher Mann, vielfach seiner Zeit voraus, der erste, der Kriege mitmachte, um Sensationen zu sammeln. Der erste Schlachtenbummler. Schlachtenbummler des 30 jährigen Krieges. Dann wurde er ein einsamer Mensch und schrieb seine Bücher.

FRANCESCA: Na endlich . . .

PAOLO: Nur Geduld. Wir sind noch nicht so weit, wie du glaubst. Descartes selbst hielt sich im Anfang gar nicht für einen richtigen Philosophen. Er sagte einmal, er hätte Gefallen an seinen metaphysischen Spekulationen, andere Leute hätten wieder andere Spekulationen, die ihnen noch besser gefielen. Beinahe frivol, nicht wahr? Dauernden Wert legte er eigentlich nur seiner mathematischen Methode bei und seinem neuen Versuche einer mechanischen Naturerklärung. Er war mehr Physiker als Metaphysiker, noch mehr Mathematiker als Physiker.

FRANCESCA: Und das alles werden wir zusammen lesen müssen? Nach Vorschrift?

PAOLO: Es scheint, dass er das Eigentum bedeutender Zeitgenossen mitunter etwas frei in Anspruch nahm. Nicht das Weib des Bruders, aber die Gedanken seiner Freunde. Wenn er dann andre Forscher, wie Galilëi und Pascal, gelegentlich nennt, tut er's mit der bekannten Geringschätzung. Aber daran kann nicht gezweifelt werden, dass er der Begründer der analytischen Geometrie gewesen ist; und so

wird er in der Geschichte der Wissenschaft immer . . .

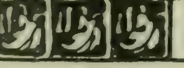
FRANCESCA (nervös): So höre doch endlich auf mit Mathematik und Geometrie. Descartes wird doch als ein Philosoph gefeiert. Er muss doch so etwas wie ein eigenes System aufgestellt haben?

PAOLO: Leider. Doch es spricht wieder für ihn, dass er eine Zeitlang von der Kirche zu den gefährlichen Schriftstellern gezählt wurde. In Frankreich, wo Descartes für einen grossen Denker gilt, weil sie einen grösseren nicht gehabt haben, — in Frankreich, im 17. Jahrhundert hoben ihn die freien Geister auf den Schild, und noch im 18. Jahrhundert beschäftigte man sich viel mit ihm. Schärfer sah nur Voltaire, welcher bei den Engländern in die Schule gegangen war. Er kommt zu dem Ergebnis, dass nur die Unwissenheit den Landsmann Descartes feiere; und er fügt hinzu, erstaunlich genug, der französische Chauvinismus bemühe sich, diese Philosophie aufrecht zu erhalten. Wörtlich: Et même cette espèce d'amour-propre qu'on appelle „national“ s'est efforcé de soutenir sa philosophie.

FRANCESCA: Voltaire war hässlich. Du warst schön.

PAOLO: Ach Gott! In Frankreich erscheinen nach wie vor bewundernde Schriften über Descartes, als ob der hässliche Voltaire nie gelebt hätte; und als ob Gassendi seinen Freund Des-

cartes nicht auf der Stelle widerlegt hätte. Die eigentlichen Reformatoren der neueren Philosophie sind von jeher schlecht auf ihn zu sprechen gewesen, die Engländer; der Geschichtsschreiber der induktiven Wissenschaften muss anerkennen, dass Descartes zuerst die Erscheinung des Regenbogens richtig erklärt habe, wirft ihm aber gerade bei dieser Gelegenheit eine arge Unredlichkeit vor; das geht freilich wieder den Physiker an, aber in England fällt Physik unter den Begriff Philosophie.
FRANCESCA: Willst du nicht lieber . . .
PAOLO: Nein. Wir sind ja verdammt. In Deutschland sollte von Rechts wegen Descartes nicht zu den grossen Philosophen gerechnet werden. In dem kalten Deutschland, auf dessen Denker du jetzt deine Hoffnungen setzest.
FRANCESCA: Du doch auch?
PAOLO: Natürlich. Aber wir werden auch die deutschen Bücher nicht weiter lesen. Du wirst sehen. Zwischen den grossen Mühlsteinen von Kants Vernunftkritik ist mehr als das System von Descartes zu Staub zermahlen worden. Noch geistreicher als Kant selbst hat ein gewisser Lichtenberg — einer so hässlich wie der andere, liebes Herz, — sich über Descartes lustig gemacht, über den berühmten Ausgangspunkt, mit dem Descartes sich von der Scholastik des Mittelalters befreit haben soll. Du wirst lateinische Worte anhören müssen.
FRANCESCA: Weisst du noch, wie wir zusammen den Ovid lasen?



PAOLO: Nie mehr als drei Verse. Dann lasen wir ja nie weiter. Von Descartes brauchst du nur drei Worte. Von Descartes zu sprechen, ohne diese drei Worte zu zitieren, ist ganz unmöglich. Lass dir ein Geheimnis anvertrauen. Es gibt Doktoren der Philosophie, die diesen Titel mit Würde führen und von Descartes dennoch nicht mehr wissen als diese berühmten drei Worte „cogito, ergo sum". Ich denke, also bin ich.

FRANCESCA: Wäre das umgekehrt nicht richtiger?

PAOLO: Auf den ersten Blick allerdings. Das kommt aber häufig vor, in der Philosophie. Hätte ich nur länger als eine Sonnenviertelstunde Zeit und Lust, so könnte ich dir erzählen, wie das einzige Gute dieses Gedankens vom heiligen Augustinus stammt.

FRANCESCA: Der so furchtbar verliebt war, bevor er heilig wurde?

PAOLO: Derselbigte. Ich würde dir sodann zu zeigen suchen, dass der Satz „cogito, ergo sum" um nichts weniger scholastisch sei, als andere nichtsnutzige Haarspaltereien, mit denen man die zwölfhundert Jahre zwischen Augustinus und Descartes auf den Hochschulen ausgefüllt hat. So eilig, wie wir leider immer sind, kann ich aber nur andeuten, was Descartes selbst mit seinem „cogito" etwa gedacht haben mag und was an diesem Denken immerhin neu war. Es ist nämlich eine arge Verkehrtheit, die einer dem andern immer nachschreibt, und

bei Jubiläen erst recht gedankenlos: als ob Descartes ganz plötzlich aus der mittelalterlichen Scholastik herausgetreten wäre und eine neue Zeit angefangen hätte. In Wirklichkeit liegen zwischen ihm und der vollen Geltung der Scholastik mindestens zweihundert Jahre unserer italienischen Renaissance. In diesen 200 Jahren wurden nicht nur die Künste modern; noch schöner blühte das Rinascimento der Weltanschauung. Die Geschichte von den drei Ringen . . .

FRANCESCA: Aus dem Nathan? Die haben wir beinahe zu Ende gelesen. Weisst du noch? Bis mich das Gefühl der Befreiung so erregte . . .

PAOLO: . . . dass wir doch nicht weiter lasen. Die Geschichte von den drei Ringen stammt aus dem 14. Jahrhundert. Beim Auftreten Descartes waren die besten Köpfe schon lange skeptisch; sie bekämpften die beiden Autoritäten des Mittelalters, die Kirche und den alten Aristoteles. Bei uns in Italien wurden solche Männer immer noch gern verbrannt, so Vanini noch im Jahre 1619.

FRANCESCA: Warum der?

PAOLO: Er war witzig. In Frankreich aber gehörte das Verbrennen nicht mehr zum guten Ton. Bei den grossen Massenschlächtereien verbarg sich die Kirche hinter der Politik. Ein so grosser Skeptiker wie Montaigne konnte wenige Jahre vor Descartes Geburt ruhig sterben, unverbrannt und ungemordet. Mit

seinem Zweifel war also Descartes kein Neuerer. Als Descartes geboren wurde, war Faust eben vom Teufel geholt worden. Der Faust, den dann später unserer teuerer Goethe . . .

FRANCESCA: Weisst du noch? Das Buch haben wir oft unterbrochen.

PAOLO: Fang nicht schon wieder an. Wir sind ja verdammt. Sehr schön ist bei Descartes der feierliche, pedantische, oft blutige Ernst seines Zweifels. Er spottet nie. Das ist sehr bedeutend an ihm. Nur nicht gerade unterhaltend. Nun möchte er, der die Erkennbarkeit der Welt durchaus angezweifelt hat, doch zur Erkenntnis gelangen. Dazu brauchte er seinen Satz: „Ich denke, also bin ich." Das Bewusstsein ist ihm das einzig Gewisse. Wir können uns täuschen über den Himmel und die Erde und über den eigenen Leib, nur nicht über unser Bewusstsein. Man hat ihm auch sofort — mit Recht — entgegen gehalten, ebensogut könnte man von einem andern Bewusstseinsinhalt ausgehen: Ich gehe spazieren, also bin ich. Genug, Descartes behauptete, im menschlichen Denken den festen Punkt gefunden zu haben, von dem aus die Welt neu zu begreifen wäre. Damit wurde er zum Reaktionär, gegenüber allen Skeptikern vor ihm. Es kam noch schlimmer. Von der Theologie hatte er loskommen wollen. Jetzt benutzte er seinen elastischen Satz als Schwungbrett, um in die Theologie zurückzuspringen. Was einmal theologisch war, kann niemals wieder logisch werden.

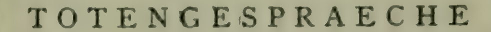
FRANCESCA: Wie ich dich um solcher Worte willen liebe, mein Paolo.

PAOLO: So scholastisch wie einer bewies Descartes aus der Gewissheit des Denkens die Existenz eines persönlichen Weltschöpfers. Sodann bewies er, völlig dem Katechismus unterworfen, aus den Eigenschaften Gottes die Welt, an deren Wirklichkeit zu zweifeln sein Ausgangspunkt war. Unter den Scholastikern hatte es eine zurückgebliebene Sekte gegeben, die sich die „Realisten" nannten. Das Wort bedeutete damals so ziemlich das Gegenteil von dem, was wir heute damit bezeichnen. Ideen oder Worte waren ihnen das einzig Reale. Die Realisten wollten die Welt aus den Ideen allein begreifen, ohne jede Erfahrung. Ihnen ist Descartes als Philosoph beizuzählen. Nun überlege einmal, Geliebte, ob dieser Descartes mit seinen Schriften fähig sein wird, uns über uns selbst hinauszuheben, uns geistig so zu beglücken, dass wir der andern Wonnen darüber vergessen. Was uns gelegentlich für eine Stunde so hoch fliegen liess, dass wir des geschlechtlichen Alltags nicht mehr gewahr wurden, meine heissgeliebte Francesca . . .

FRANCESCA: Mein heissgeliebter Paolo.

PAOLO: . . . das war doch immer der Aufschwung zu der Höhe eines Menschheitsbefreiers. Ein solcher Befreier war Descartes nicht.

FRANCESCA: Dann aber wurde uns doch gerade der Aufschwung immer gefährlich. Die


höchste geistige Ergriffenheit wollten wir einander mitteilen. Und so lasen wir oft nicht weiter, wenn's am schönsten war.

PAOLO: Ja, ja. Dieser höchste Rausch war eine Gefahr. Und Langeweile war die andere. Auf diese Gefahr will ich's jetzt wagen. Kurz vorher hatte der englische Kanzler Bacon von Verulam . . .

FRANCESCA: Ist das der, den einige Narren jetzt zum Schöpfer von Shakespeares sämtlichen Werken machen wollen? Bacons Hamlet. Drollig. Was?

PAOLO: Eben der. Bacon hatte kurz vorher, so leichtgläubig und schwindelhaft er auch sonst war, das neue Prinzip aufgestellt, dass alle Wissenschaft auf Erfahrung beruhen müsse. Nun sieh: Der Weg der deutschen Metaphysik führt von Descartes über Leibniz zu Kant; zu demselben Kant führt aber auch die englische Kritik von Bacon über Locke. In Kant treffen beide Richtungen endlich zusammen; und es ist nicht seine kleinste Tat, dass er die theologischen Taschenspielerbeweise des Descartes für ernste Männer ein für allemal abgetan hat. Fast ausserhalb dieser geschichtlichen Entwicklung, seitwärts wenigstens, steht der unvergleichlich grössere Schüler Descartes', Spinoza, der erste freie Denker der neuen Zeit.

FRANCESCA: Also hat Descartes wenigstens den Ruhmestitel, der Lehrer deines heiligen Spinoza gewesen zu sein.

PAOLO: Einen Lehrer hat man immer gehabt.

FRANCESCA: Und dann war Descartes doch ein reiner Charakter? Wir haben den Aufsatz von Macauly nicht bis zu Ende gelesen, aber ich weiss doch, dass dieser Kanzler Verbrechen im Amte begangen hat.

PAOLO: Ja, er hat sich von Unberufenen bezahlen lassen. Descartes hat keine silbernen Löffel gestohlen. Aber er hat schlimmer gesündigt als der englische Kanzler, gegen den heiligen Geist, im Bekennen seiner Ueberzeugung.

FRANCESCA: Ist das nur deine Privatmeinung?

PAOLO: Nein, die Geringschätzung seiner Philosophenschaft ist „nur" meine Privatmeinung. Dass Descartes aber eine feige Fälschung begangen habe an seiner Ueberzeugung, aus Angst vor der Kirche, das müssen selbst seine Lobredner zugeben. Im Jahre 1633 hatte er ein Buch so gut wie vollendet, eine Art „Kosmos", worin er die grosse kopernikanische Lehre vortrug. Die die Sonne stillstehen liess und die Götter aus dem Himmel exmittierte. Da erfuhr er, dass ein Bekenner der kopernikanischen Lehre sich in Rom Unannehmlichkeiten zugezogen hatte. Sofort schrieb Descartes an einen Freund: Wenn die Bewegung der Erde ein Irrtum sei, so sei auch die Grundlage seiner Philosophie falsch. Er sei überzeugt von der Wahrheit des Kopernikus. Aber er wolle sein Manuskript lieber verbrennen, als eine Schrift herausgeben, in der auch nur das

kleinste Wort der allmächtigen Kirche missfallen könnte. Auch er sagte sich wie Bacon: Bene vixit qui bene latuit.

FRANCESCA: Das heisst?

PAOLO: Ungefähr: Fern vom Schuss lebt sich's am sichersten. Und er begnügte sich nicht damit, sein Manuskript zu vernichten. In seiner Hauptschrift verleugnete er den Kopernikus. Mit jesuitischen Winkelzügen, der Franzose war ein Jesuitenzögling, versuchte er die Berechnungen des Astronomen festzuhalten und dennoch die Bewegung der Erde abzulehnen. Er erfand zu diesem Zwecke seine Wirbeltheorie, die seitdem von allen Geschichtsschreibern der Philosophie ernsthaft vorgetragen wird. Es ist „nur" meine Privatmeinung, dass er bei Aufstellung dieser Wirbeltheorie den Leser betrog, mit seinem vollen Bewusstsein betrog.

FRANCESCA: Willst du ihn tadeln, Geliebter, weil er kein Märtyrer werden wollte? Hast du mir nicht einmal erzählt, auch dieser Kant sei vorsichtig gewesen? Ist das Leben nicht schön?

PAOLO: Niemand hat ein Recht, vom andern einen Märtyrertod zu verlangen. Von einem Philosophen zu verlangen, dass er heiter den Giftbecher trinke wie Sokrates, oder dass er heiter Verfolgung und Elend trage wie Spinoza. Wir wollen ja auch nicht richten, wir wollen nur mit offenen Augen sehen. Meine geliebte Francesca: Atmest du nicht die Witterung des Frühlings, der von der kleinen Erde

heraufströmt? Schon haben sich überall auf dem grünen Gürtel unserer Erde die Knospen geöffnet, schon drängen sich blasslila die Blütenträubchen zwischen den grünen Blättern des Flieders hervor. Fürchteten sie sich vor einem Nachtfrost, hätten sie keinen Mut, sie würden sich an diesem Märztage nicht hervorwagen.

FRANCESCA: Und niemals würde es Frühling werden auf Erden, wenn die Natur bewusst und darum furchtsam wäre wie die Menschen. Wie liebe ich dich, mein Paolo.

PAOLO: Die grossen Befreier der Menschheit waren unbewusst und furchtlos wie die Natur.

FRANCESCA: Und wie wir.

PAOLO: Und nahmen die Verdammnis des bösen alten Zauberers auf sich.

FRANCESCA: Wie wir.

PAOLO: Und wir empfinden den herrlichen Aufschwung, der uns den Alltag vergessen lässt, nur beim Lesen der grossen Befreier, die unbewusst den Tod nicht scheuten. Wir wollen die Schriften dieses Descartes gar nicht zu lesen anfangen. Wir haben uns doch. Wir umkreisen einander doch.

FRANCESCA: Wo ist das Buch, gewaltig genug, dass ich es selbstvergessen mit dir zu Ende lesen könnte?



V

DIE KANTFEIER

MAERZ 1904

Der Schauplatz des philosophischen Gesprächs ist eine himmlische Kegelbahn. Einige Herren, die gar nicht das Wort ergreifen und deren Namen hier darum nicht genannt worden sind, spielen eifrig und unbekümmert weiter; die Teilnehmer am Gespräche schieben ebenfalls von Zeit zu Zeit ihre Kugel.

SCHOPENHAUER: Das ist Nachruhm! Das kleinste Käseblättchen hat die Sache erwähnen müssen. Zeitungsgedanken im Zeitungsdeutsch der „Jetztzeit". Aber es will was heissen, der Zwang, den da ein berühmter Name ausgeübt hat. Habe mich aufrichtig gefreut. Bilde mir ein, etwas dazu beigetragen zu haben.
PLATON: Du kümmerst dich also immer noch, o Arthur, um die Angelegenheiten der kurzlebenden Menschen? Nicht lange genug wohl sicherlich weilest du hier in den Gefilden der Seligen.
SCHOPENHAUER: Ich habe mich sogar auf die Zusendung von Zeitungsausschnitten abonniert. Man erfährt sonst nicht die Hälfte von dem, was über einen geschrieben worden ist. Oder über seine Freunde. Einen mächtigen Berg von Zeitungen habe ich dem Jubilar zugestellt. Sagen Sie doch, teuerster Kant, einziger Professor unter uns Philosophen, was haben Sie mit diesem Berge von Papier gemacht?
KANT: Ich fand das Papier weich. (Behaglich

lachend, fast belustigt:) Ich war ich und setzte mich darauf. Der Körperteil, der dem Menschen vor allen lebendigen Wesen zum Sitzen dienet, ist bei mir ohne zweckdienliche Eminenz. Da kam mir der weiche Nachruhm wohl zu statten.

SOKRATES: Verachtest du so sehr, o Immanuel, den Ruhm, den unser Arthur den Nachruhm nennt?

SCHOPENHAUER: Hier bringe ich ihm gar eine Extraausgabe eines grossen Blattes seiner Vaterstadt. Hätte mich doch gekitzelt! Bilder und Gedichte. Ferner Anerkennungsschreiben von drei Ministern und von fünf Theaterleuten. Unsinn natürlich. Aber doch sehr hübsch als Symptom der Geltung.

KANT (schiebt das Extrablatt ungelesen unter sich): Es ist also Nachruhm, wenn Menschen, die einen schöpferischen Geist dem Namen nach kennen und nur gerade dem Namen nach, diesen Namen bei festlichen Gelegenheiten auszusprechen lieben.

ARISTOTELES (der beim Kegelschieben nur aufschreibt, aber nicht mitspielen darf): Mangelhafte Definition.

PLATON: Schulmeister! Wie oft soll man dich erinnern, o Aristoteles, dass du hier auf der Kegelbahn der Philosophen nur aus Pietät geduldet wirst und zu schweigen hast!

SOKRATES: Auch mir will jedoch scheinen, lieber Platon, dass der junge Nachwuchs, wie

ich wohl dich, o Immanuel, und dich, o Arthur, heissen darf, das Wort Nachruhm gebraucht, ohne auch nur tausend Jahre nach dem sogenannten Tode abgewartet zu haben. Was ist Nachruhm?

KANT: Lassen Sie hören, Sokrates! In der Kritik der Begriffe sind Sie unser aller Meister.

SOKRATES: Ich weiss ja nichts. Ich bin nur langsam und gewissenhaft im Gebrauche der Worte. So sagt mir jetzt mein kleiner Finger, dass ich den Sinn von Nachruhm nicht verstehen kann, bevor ich nicht erfahren habe, was denn so eigentlich der Ruhm sei. Wir brauchen bei dieser Unterhaltung das Spiel nicht zu unterbrechen. Es befördert die Verdauung und stört die Gedanken keineswegs. Ei, o Baruch, der du lieber Spinoza heissest, da hast du ein böses Loch gemacht! Ei, ei, o Immanuel, deine Kugel ist nicht über die Mitte der Bahn hinausgekommen! (Aristoteles wird beauftragt, die Kugel zurückzuholen.) Geringen Ruhm nur hättet ihr beide erworben als Kegelschieber, Einseitig habt ihr euer Denkvermögen ausgebildet. Vortrefflich, mein Platon, du hast alle Neune gemacht! Schreibe es mit Kreide auf die Tafel, o Aristoteles! Alle Neune! Das wäre wohl Nachruhm, wenn der gute Aristoteles in seinen Büchern von der Metaphysik davon erzählt hätte. Die Kreidestriche werden aber vor der nächsten Kegelpartie wieder ausgelöscht. Es ist also kein Nachruhm damit verbunden. Ein Ruhm etwa?

PLATON: Ein kleiner Ruhm, mein lieber Meister!

SOKRATES: Ich glaube nicht einmal, dass es ein Ruhm ist oder auch nur ein Rühmchen. Der glückliche Wurf, mit dem du alle Neune gemacht hast, ist nur eine Tatsache, etwas Wirkliches. Ein Rühmchen würde dieses Wirkliche erst durch einen Kegeljungen, der es mit schmetternder Stimme ausriefe. Ohne Kegeljungen, der „Alle Neune!" schreit, kann das kleinste Rühmchen nicht entstehen. Auch bei grossen Dingen scheint es mir ebenso zuzugehen. Achilleus wäre ein ruhmloser Held geblieben, hätte Homeros oder der Volksmund ihn nicht laut gepriesen.

PLATON: Die Dichter sind die Kegeljungen der Helden. Das habe ich ja immer gedacht.

HOBBES: Jetzt wird mir auf einmal klar, warum es in unserem philosophischen Keglerverein so still und leblos ist. Der Ehrgeiz fehlt. Selbst die ehrenwerten Herren Spinoza und Kant hätten sich ein bisschen Mühe gegeben, wenn sie gehofft hätten, von einem Kegeljungen ihre Taten ausrufen zu hören. Ich stelle den Antrag, einen Kegeljungen anzustellen.

ALLE PHILOSOPHEN: Einen Kegeljungen!

HOBBES: Einen von den Ministern, die unseren Kant hundert Jahre nach seinem Tode freundlich anerkannt haben!

PLATON: Einen von den Schauspielern!

KANT: Minister und Schauspieler haben nach-

geklappt. Vielleicht lieber einen Dichter. Die sind schneller hinterher. Ich hab's erlebt.

ARISTOTELES: Könnte ich nicht vielleicht im Nebenamte auch noch die Zahl der Kegel ausrufen? Wir blieben dann hübsch unter uns, und ich eigne mich vorzüglich . . .

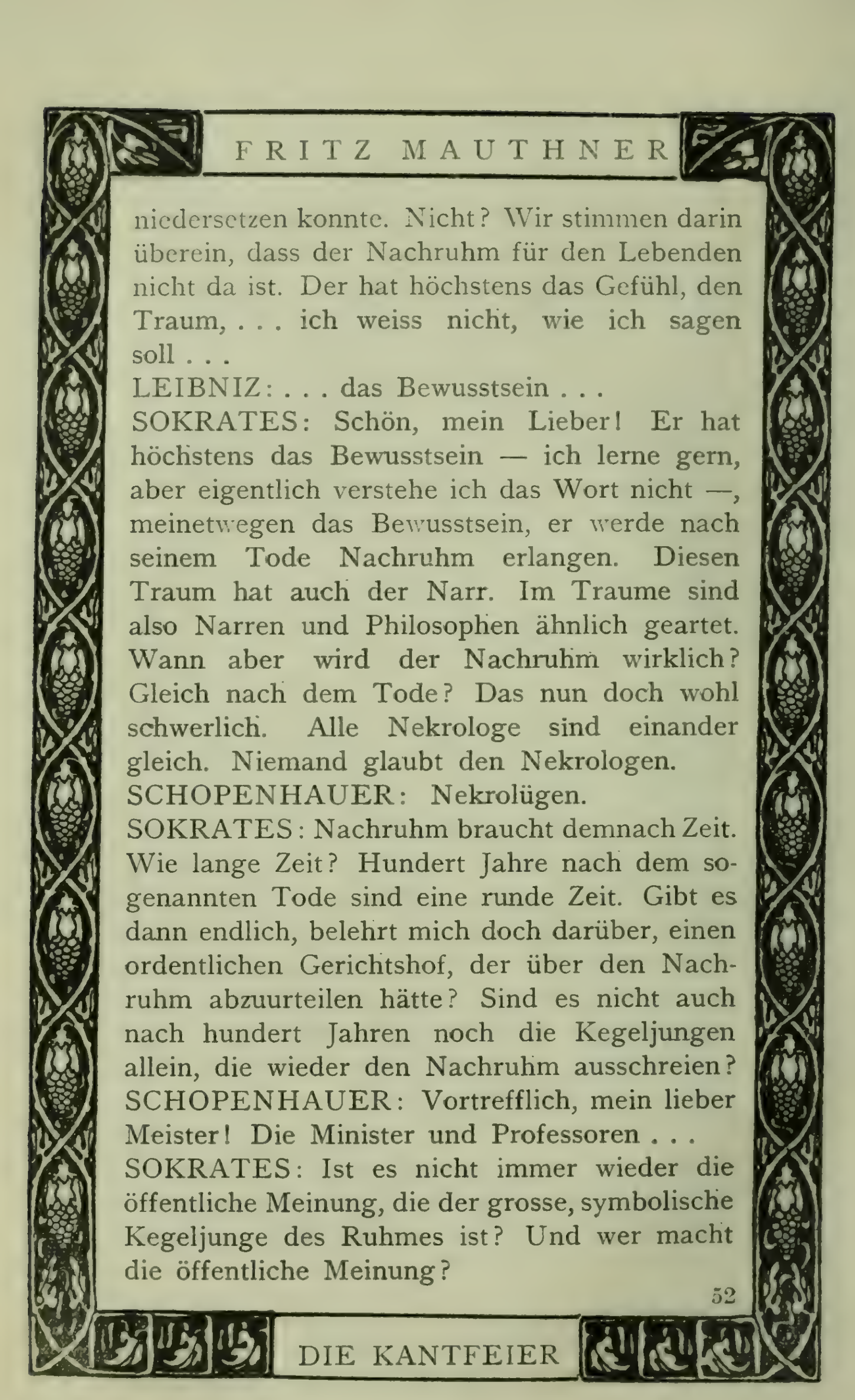
SCHOPENHAUER: Sehr richtig! Aristoteles ist der geborene Philosophieprofessor der Professorenphilosophie. Und wenn ich Sie recht verstanden habe, erstaunlicher Sokrates, so meinten Sie mit dem Bilde von dem Kegeljungen doch nur die kleinen Philosophieprofessoren, die durch ihr Gerede früher oder später den Ruhm eines wirklichen Philosophen machen.

SOKRATES: Ich freue mich, o Arthur, dass du zum Thema zurücklenkest. Ruhm ist also, darüber wären wir einig, das überflüssige Geschrei, das die Taten begleitet. Ueberflüssig, aber nicht ganz machtlos ist dieses Geschrei, dieses Wortgetöse. Aristoteles wird wieder zu tadeln haben; aber es ist doch so: Ruhm ist Folge, zugleich jedoch Ursache grosser Taten. Ruhm ist oft erwarteter Lohn.

HOBBES: Für alle drei Motive menschlichen Handelns fällt etwas ab, für Eitelkeit Hunger und Liebe. Für Eitelkeit, das versteht selbst Aristoteles. Aber auch Geld und Weiber laufen dem Ruhme nach.

KANT: Ich könnte nicht sagen, dass ich bei Lebzeiten von diesen Emolumenten des Ruhms viel verspürt habe.

EPIKUROS: Du lebtest eben in Königsberg, o Immanuel!
SPINOZA: Auch ich . . .
EPIKUROS: Und du als Jude in Holland, o Baruch! Ihr habt euch beide wirklich zu einseitig ausgebildet. Fragt nur die anderen, ob sie die Emolumente des Ruhmes nicht gern hingenommen haben! Man ist doch ein Mensch, wenn man auch ein Philosoph ist. Meinst du nicht, o Arthur? Denke an Venedig!
SCHOPENHAUER: Bei mir waren beide Brennpunkte gut entwickelt. Venedig? Der Teufel hole Venedig! Es fehlte nicht viel, so hätte mir Lord Byron mein Frauenzimmer weggeschnappt. Der zureichende Grund? Weil der Ruhm eines Philosophen viel schwerer zustande kommt als der eines Dichters, eines politischen Schwätzers oder sonst eines Schauspielers. Weil der Philosophenruhm also viel später zu den Ohren des Frauenzimmers dringt. Ich war nicht mehr weit von siebzig, als ich berühmt wurde. Wäre sonst vielleicht umgänglicher geworden. Und bei vielen von uns ist der Ruhm eitel Nachruhm gewesen, mit dem man, solange das Blut in den Adern rollt, nicht einen Hund und nicht eine Schmeichelkatze hinter dem Ofen hervorlockt.
SOKRATES: Halte doch inne, o Arthur! Da hast du mir ja mein Stichwort gebracht. Wir wollten doch über den Nachruhm plaudern, weil unser Immanuel sich auf einen so schönen Haufen von Nachruhm bequem und weich



niedersetzen konnte. Nicht? Wir stimmen darin überein, dass der Nachruhm für den Lebenden nicht da ist. Der hat höchstens das Gefühl, den Traum, . . . ich weiss nicht, wie ich sagen soll . . .

LEIBNIZ: . . . das Bewusstsein . . .

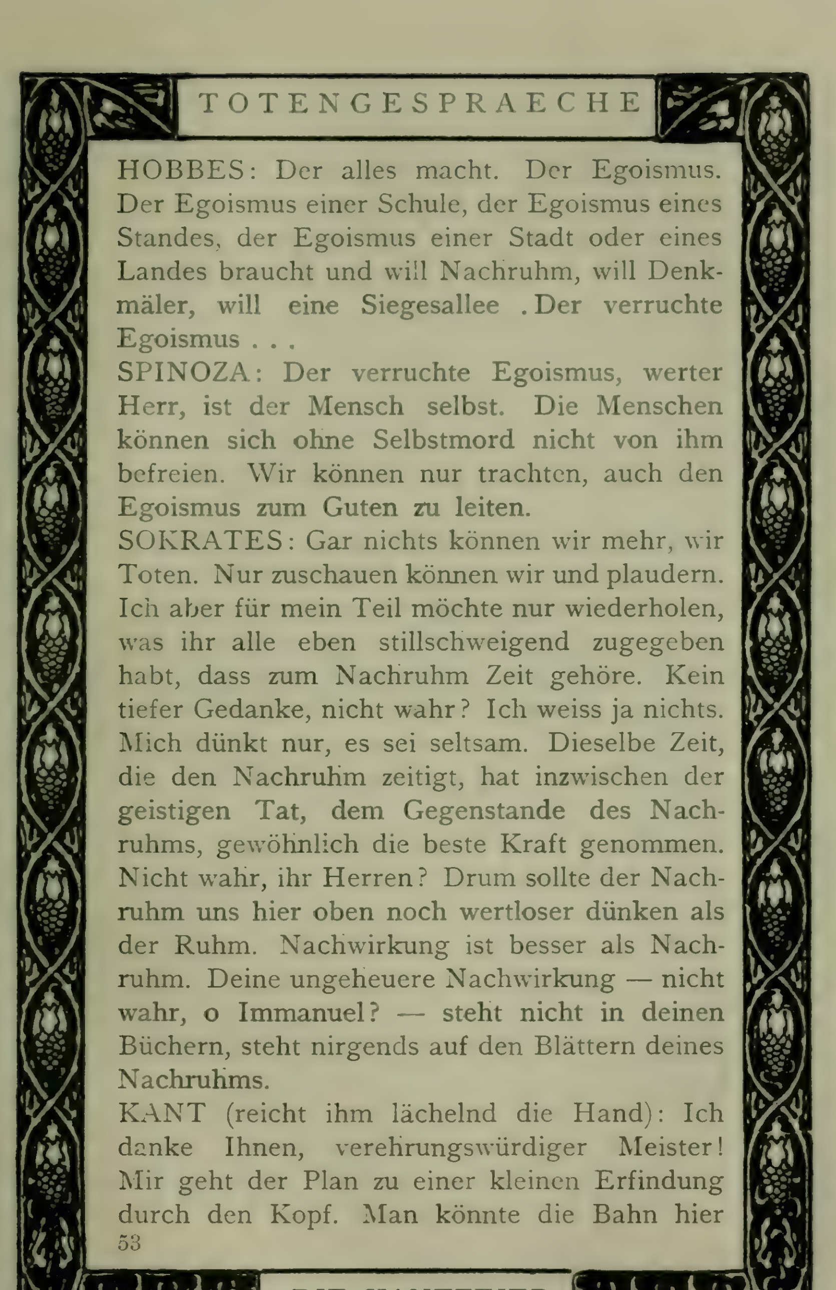
SOKRATES: Schön, mein Lieber! Er hat höchstens das Bewusstsein — ich lerne gern, aber eigentlich verstehe ich das Wort nicht —, meinetwegen das Bewusstsein, er werde nach seinem Tode Nachruhm erlangen. Diesen Traum hat auch der Narr. Im Traume sind also Narren und Philosophen ähnlich geartet. Wann aber wird der Nachruhm wirklich? Gleich nach dem Tode? Das nun doch wohl schwerlich. Alle Nekrologe sind einander gleich. Niemand glaubt den Nekrologen.

SCHOPENHAUER: Nekrolügen.

SOKRATES: Nachruhm braucht demnach Zeit. Wie lange Zeit? Hundert Jahre nach dem sogenannten Tode sind eine runde Zeit. Gibt es dann endlich, belehrt mich doch darüber, einen ordentlichen Gerichtshof, der über den Nachruhm abzuurteilen hätte? Sind es nicht auch nach hundert Jahren noch die Kegeljungen allein, die wieder den Nachruhm ausschreien?

SCHOPENHAUER: Vortrefflich, mein lieber Meister! Die Minister und Professoren . . .

SOKRATES: Ist es nicht immer wieder die öffentliche Meinung, die der grosse, symbolische Kegeljunge des Ruhmes ist? Und wer macht die öffentliche Meinung?



HOBBES: Der alles macht. Der Egoismus. Der Egoismus einer Schule, der Egoismus eines Standes, der Egoismus einer Stadt oder eines Landes braucht und will Nachruhm, will Denkmäler, will eine Siegesallee . Der verruchte Egoismus . . .

SPINOZA: Der verruchte Egoismus, werter Herr, ist der Mensch selbst. Die Menschen können sich ohne Selbstmord nicht von ihm befreien. Wir können nur trachten, auch den Egoismus zum Guten zu leiten.

SOKRATES: Gar nichts können wir mehr, wir Toten. Nur zuschauen können wir und plaudern. Ich aber für mein Teil möchte nur wiederholen, was ihr alle eben stillschweigend zugegeben habt, dass zum Nachruhm Zeit gehöre. Kein tiefer Gedanke, nicht wahr? Ich weiss ja nichts. Mich dünkt nur, es sei seltsam. Dieselbe Zeit, die den Nachruhm zeitigt, hat inzwischen der geistigen Tat, dem Gegenstande des Nachruhms, gewöhnlich die beste Kraft genommen. Nicht wahr, ihr Herren? Drum sollte der Nachruhm uns hier oben noch wertloser dünken als der Ruhm. Nachwirkung ist besser als Nachruhm. Deine ungeheuere Nachwirkung — nicht wahr, o Immanuel? — steht nicht in deinen Büchern, steht nirgends auf den Blättern deines Nachruhms.

KANT (reicht ihm lächelnd die Hand): Ich danke Ihnen, verehrungswürdiger Meister! Mir geht der Plan zu einer kleinen Erfindung durch den Kopf. Man könnte die Bahn hier

so einrichten, dass die Kegel sich jedesmal von selbst wieder aufstellen, wenn alle Neune gemacht worden sind. So wie die philosophischen Fragen, die sich nach dem weltbewegenden Wirken jedes Philosophen von selbst wieder neu aufgestellt haben. Wenn Kollege Aristoteles noch die Güte haben wollte, als Kegeljunge die Treffer auszurufen, dann sollte sich unsere Kegelbahn nicht wesentlich unterscheiden von einer Geschichte der Philosophie. Dann würden wir hier in den Gefilden der Seligen das Geschäft unseres Lebens im Bilde fortsetzen, während wir zu spielen scheinen.

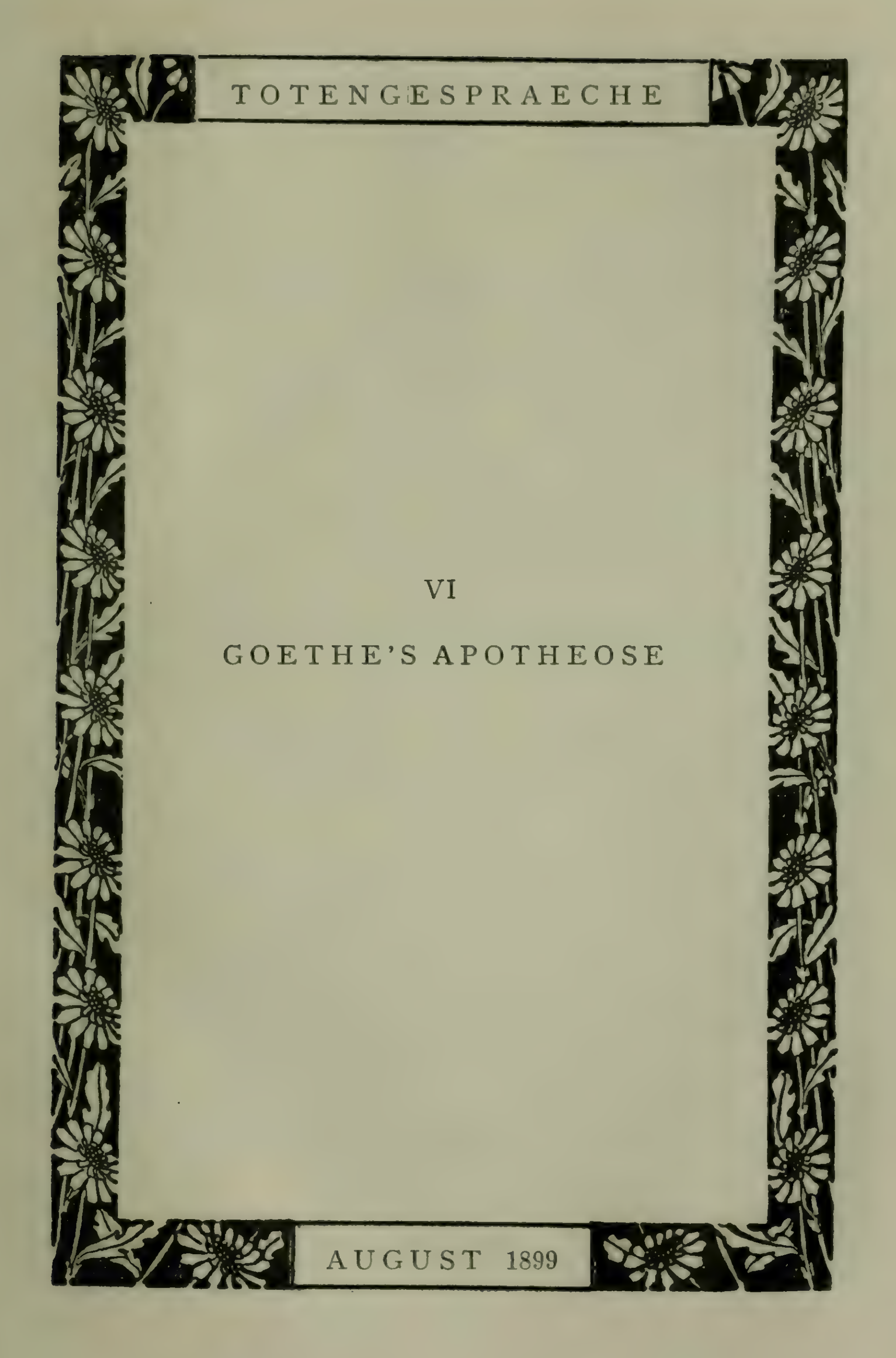
SPINOZA: Und welches Bild, Herr, wäre Ihnen klein genug für die Geschäfte anderer Menschen, wenn Sie die höchsten Geistestaten so gering achten?

KANT: Lassen wir der Erde ihre Erdengrössen! Unser Wirken messe ich mit dem Massstab der Ewigkeit, in der wir . . .

EPIKUROS: . . . leben? Wir leben ja nicht.

SPINOZA: . . . . in der unsere Namen fortleben? Es gibt keine Ewigkeit des Ruhmes.

KANT: . . . . in der wir fort*wirken* werden, jetzt noch ruhmvoll genannt, einst namenlos. Unser aller Meister hat's euch ja gesagt. Nachwirkung ist besser als Nachruhm. Wirkung allein ist ewig.



VI

GOETHE'S APOTHEOSE

Auch im Reiche Mahadöhs, des Herrn der Erde, der eigentlich Mahadewa heisst und im Stammlande des Menschengeschlechts als grosser Gott regiert, gab es eine Goethefeier. Auf dem höchsten Gipfel des Himalaya stand die Festhalle, aus Eiskristallen gefügt, mit Sonnenstrahlen reich geschmückt. Zum Feste geladen waren alle Männer und alle Frauen, die einst auf ihrem Erdenwallen Goethes Nähe gefühlt hatten. Die Priester Mahadöhs, die Goethe liebten, weil sie indische Priester waren, hatten keine Mühe gescheut, um niemand zu übersehen. Sämtliche Goetheschriften hatten sie durchstudiert. Nun war der leuchtende Raum erfüllt von einem Gewimmel wahrhaftiger Festgenossen, die Männer sonntäglich und noch ein wenig zurückhaltend, die Frauen begeistert.

HERDER: „Wenn ich irgend einen geliebt habe, so war er's, als wir jung waren. Aber so ehrt man einen Gott, keinen Menschen."

KARL AUGUST: „Hab' ihn geliebt, meinen Erzieher und meinen Schüler. Aber ein Unterschied sollte erhalten bleiben zwischen der Ehrung von Fürsten und von Untertanen."

WIELAND: „Ich habe ihn geliebt, mehr als den eigenen Sohn, trotz seiner Neckereien, den Unband. Aber er war doch nur ein Mensch



wie wir; vergänglich, an die Zeit gebunden, sein Wirken wie das unserige. Nur nichts übertreiben!"
KLOPSTOCK: „Mit väterlicher Liebe hatte ich ihn begrüsst, in Hoffnung, dass er sich männisch einer ernsteren Richtung zuwenden werde. Aber er ist bis ans Ende jung geblieben, wider das Gesetz ein ewig Junger. Will man uns Alte da vergessen?"
So redeten die Männer. Die Weiblein jedoch, die Lotte und die Charlotte, die Lili und die Ulrike nicht nur, auch Gretchen und Klärchen und Philine, wirbelten unter den Sonnenstrahlen umher und tanzten und jubilierten.
PHILINE: „Was wisst ihr von Liebe, ihr dummen Männer! Mit eurem krächzenden aber, aber, aber! Wir, wir haben ihn geliebt. Ohne aber. Evoe Goethe!"
Jauchzend fielen die Weiblein ein wie trunken von Glück und Liebe: „Evoe Goethe!" Fritz Jacobi, der vorhin jedem Aber der Männer eifrig zugenickt hatte, ergriff jetzt Philine bei den flatternden Haaren, und lauter als alle schrie er sein: „Evoe Goethe!" Schiller blieb abseits stehen; mit einer einfachen Handbewegung schob er das Gemeine, das ihn mit einer Vergleichung bändigen wollte, stolz von sich; dann senkte er leise das Haupt und sprach: „Evoe Goethe!" Es glühte seine Wange rot und röter.
Da erschien plötzlich Goethe in der Halle; vor dem Throne Mahadöhs stand er; sonnenhaft

waren seine Augen und gaben der Sonne ihre Strahlen zurück. Freundlich blickte er in die Versammlung, und doch lagerte stille Melancholie auf seiner Stirn.

„Er hat sich vor den Thron gestellt," murmelten die Männer durcheinander. Der Oberpriester rief: „Mahadewa hat seine Teilnahme zusagen lassen. Er ist nicht da. Wir dürfen ohne ihn nicht anfangen."

„Wir dürfen nicht anfangen," wiederholten die Priester; und flüsterten einander zu: dass niemand etwas von Mahadewa wisse, dass Mahadewa wieder einmal verschwunden sei, verschwunden seit hundert und fünfzig Jahren, gewiss, um wieder einmal auf der Erde mitzufühlen Freud' und Qual. Seit hundert und fünfzig Jahren! „Doch er wird Wort halten! Er wird kommen! Wir dürfen nicht ohne ihn anfangen."

Ein einziger Blick von Goethe, und die Priester verstummten. Der gute Zelter hob den Taktstock, den er von der Berliner Singakademie mit herauf gebracht hatte, und die seligen Geister in der Kuppel des Eispalastes stimmten an das Lied von der ersten Walpurgisnacht. „Kommt mit Zacken und mit Gabeln!" Und die Priester Mahadewas sangen die Bässe in dem mächtigen Heidenliede.

Ein Interviewer meldete sich und bat um die Erlaubnis, diese einzige Gruppe sämtlicher Goethe-Genossen für seine Zeitung photographisch aufnehmen zu dürfen. Schon wollte Eckermann den Journalisten hinauswerfen

lassen; doch Goethe winkte Gewährung. Es sei fördernd und erfreulich, einen bedeutenden Augenblick aus der Gegenwart auf die Nachgeborenen zu bringen; auch nehme er einigen Anteil an den klugen Anstalten, mit denen das farbige Bild der Welt in ein Spiel von Licht und Schatten verwandelt werde. Das gebe eine nützliche Anmerkung zu seiner Farbentheorie. Jetzt trat die Gruppe von Abgesandten vor, die ihre Glückwünsche im Namen einzelner Stände darzubieten hatten. Für die Fürsten und für die Edelsten, für die Gelehrten und für die Minister, für die Bürger und für die Soldaten wurde je und je das Wort ergriffen. Goethe gab jedem Sprecher eine schickliche Antwort, freundlich und menschlich, doch seine Stirn hellte sich nicht auf.

Dann trat der alte Vischer vor, um die eigentliche Festrede zu halten. Eckermann hatte sich dazu erboten und hatte gegen Vischer Einspruch erhoben, weil dieser Goethe ja nicht persönlich gekannt und einmal ruchlos eine Parodie auf den Faust geschrieben hätte. Goethe hatte milde für Vischer gestimmt. War man doch sogar nahe daran gewesen, einen Lebenden für die Festrede zu laden, Kuno Fischer aus Heidelberg. Das hatte Karl August verhindert in Sorge vor einer zu langen Rede.

Friedrich Theodor Vischer nannte sein Thema: „Was wären wir Deutschen ohne Goethe?“ Der Oberpriester unterbrach ihn; Mahadewa sei nicht der Gott der Deutschen allein, in der Halle

auf dem Gipfel des Himalaya dürfe kein nationales Fest gefeiert werden. Da brauste es durch die Versammlung.

„Heute dürfen wir's! Heute wollen wir's! Denn er war unser!"

VISCHER: „Kurz also und deutsch: Was wären wir ohne Goethe, wir, die Deutschen, meine ich, die annoch da drüben, da unten leben? Zuvörderst: Was wären wir ohne Luther? Wir wären gar nicht! Hinweggefegt wäre der deutsche Name, die deutsche Sprache von der Erde. Rom hätte aufs neue die Welt erobert, und irgend eine romanische Sprache würde geredet zwischen Rhein und Elbe. Was wären wir ohne Bismarck? Ein Volk? Nein! Menschen, die ungefähr die gleichen Laute sprechen, denen jedoch die Einheit fehlt, die Einheit des Weges, die Einheit des Zieles." (Ironische Zwischenrufe von rechts und von links.) „Diese Wirkung geht bis zum Kleinsten hinunter. Ohne Bismarck keine Reichshauptstadt, wo die Berliner zwar nicht einmal das R in ihrem Namen aussprechen können, wo aber eine Million Menschen mehr als früher ihrer Arbeit nachgeht, weil Bismarck gelebt hat. Was wären wir ohne Goethe? Wir wären ein deutsches Volk, wir hätten eine Sprache, wir hätten die Macht der Einheit. Aber nicht so, wie wir beides haben. Den geistigen Inhalt hat er uns gegeben, den Inhalt unserer Sprache, die Krone des Geistes unserem Ansehen. Ein emsiger Betrieb in Kunst und Handel wäre vorhanden, mit



oder ohne Goethe. Aber Philister wären wir alle, wenn Goethe nicht gelebt hätte."

Die Männer unterdrückten ein Murren.

Noch eine letzte Gesandtschaft nahte. Ein eben verstorbener deutscher Lyriker schwebte herauf und heran, um Goethe die Festgabe seiner Kollegen zu überreichen, einen Berg von bedrucktem Papier, die ungeheuere Sammlung aller Aufsätze, welche auf der Welt zu diesem Tage veröffentlicht worden waren. Der Kamm des Himalaya wurde merklich höher, und der neue Gipfel erhielt später den Namen: Berg des Ueberflusses oder Berg der Ueberflüssigkeit. Im Bürstenabzug waren auch diese Zeilen schon dabei, feucht von Druckerschwärze.

Die Männer lächelten, die Weiblein lachten; nur Goethe selbst behielt eine würdige Haltung und griff da und dort aus dem Haufen ein Blatt heraus, um prüfend sein nachwirksames Leben zu überschauen.

Plötzlich hellte seine Stirn sich auf, es zuckte ihm um Mund und Augen, und dann lachte er auf, frisch und jung, wie er einst nach Weimar gekommen war. Er hatte zufällig die Worte gelesen, mit denen sich der preussische Kultusminister zu ihm bekannt hatte; dass nämlich Herr Dr. Bosse Goethe „für die Erkenntnis der Wahrheit, auch der positiv christlichen, unendlich viel zu verdanken habe". Immer freier lachte Goethe, mit ihm lachten die Männer und die Weiblein, mit ihm lachten die Priester des Mahadewa, mit ihm lachten wie toll die seli-

gen Geister über der Eiskuppel auf dem Himalaya.

Während sie also lachten, ging eine erstaunliche Verwandlung vor sich. Mit entwölkter Stirn blickte Goethe hinaus ins Weite, seine Gestalt wuchs und wuchs, ein Stern stellte sich ihm zu Häupten, und auf einmal war es nicht mehr Goethe, sondern Mahadöh, der Herr der Erde. Andächtig kreuzten Priester und Laien die Hände über der Brust. Goethe-Mahadöh liess sich heiter-würdig auf dem Throne nieder und sprach:

„So bin ich denn erlöst, ihr Guten! Höret, was geschah! Hundert und fünfzig Jahre ist es her, dass ich, der Gott, mich wieder einmal in einem Menschenkinde inkarnierte, um Menschen menschlich zu sehen. Das Söhnlein der Frau Aja wählte ich mir aus. Als nun die Zeit des sogenannten Todes gekommen war, und ich zurückzukehren gedachte in das Reich, wo mehr Licht ist, da stellte sich mir mein oberster Herr in den Weg und bannte mich in meine menschliche Gestalt zurück. Ich hätte, sagte er, das herrliche Lachen meiner Jugend verlernt, hätte göttliche Heiterkeit verleugnet, wäre als alternder Mensch feierlicher und immer feierlicher geworden. Zum Gotte Mahadöh sollte ich zur Strafe erst wieder werden dürfen, wenn ich das Lachen wieder gelernt hätte. Heute bin ich erlöst, dank meinem positiven Bekenner!“

Endlose Freude erfüllte die Halle. Und abermals hob Zelter den Taktstock, den er aus der



Berliner Singakademie mit herauf gebracht hatte. Beethoven aber riss ihm den Taktstock aus der Hand, und unter seiner Leitung spielten die seligen Geister den letzten Satz von Beethovens Violinkonzert. In stürmender Lust wogten die Töne. Und die Priester Mahadewas sangen zu der Melodie mit leisen Bässen:

„Herr Doktor Bosse! Herr Doktor Bosse!
Ihr Goethe war ein heidnischer Gott.“

FRITZ MAUTHNER

VII

LUDWIG ANZENGRUBER

DEZEMBER 1889

KLEIST: Zur Sache!
GOETHE (missbilligend): Da wir zunächst in stattlicher Anzahl erfreulich beisammen scheinen, so möge das Angefangene fördersamst sich vollenden. Die Freunde Sophokles, Schiller und Raimund haben schriftlich und ziemlich den Antrag eingereicht, den auf Erden verstorbenen Theaterdichter Ludwig Anzengruber in unsere Schar aufzunehmen. Wenn zu so bedeutender Angelegenheit einer oder der andere freundlich das Wort ergreifen mag, so sei ihm das gestattet.
VICTOR HUGO: Ich protestiere im Namen der Menschheit, deren Sprecher ich bin. Wir vertreten hier die dramatische Literatur der Welt, d. h. Frankreichs und der Uebersetzungsländer. Schon der Name dieses Kandidaten klingt teutonisch, also barbarisch. Ich will mir meine französische Zunge nicht zerbrechen. Die Konsonanten sind die Kanonen der Sprache; ich liebe den Frieden und hasse die Konsonanten. Wir haben uns an viel gewöhnen müssen, sogar an Mr. Grillparzer. Aber unsere Geduld ist erschöpft, und der Name An—zen—gru—ber
MOLIERE: Setz dich nieder, Landsmann. Sie schmeissen dich sonst hinaus, wie sie Racine und Corneille auch schon beinahe hinausgeschmissen haben.
SOPHOKLES: Einfach und gross, wahrhaft und gut, so möchte ich die Dichtung, so ist sie schön. Es starben die Götter des griechischen

Landes, verklungen ist längst, was zumeist ich geliebt: meine heilige Sprache. Ich klage nicht. Lächelnd lausch ich dem Völkertreiben zweitausend Jahre und drüber. Selten nur hörte ich den Klang der Muttersprache wieder. Doch als du geboren wardst, Shakespeare, und du, mein lieber Goethe, da vernahm ich durch die Stille unseres Himmels etwas, wie das Jauchzen des grossen Pan. Andere Götter, andere Töne, und doch war's wie ein Gruss aus der Heimat. Auch der Dichter, den ich euch nach Rücksprache mit meinem jugendlichen Liebling Schiller und dem wunderhaften Raimund aufzunehmen bitte, — verzeiht, auch mir fällt der Name schwer, — ist mir so vertraut, als spräche er griechisch.

AISCHYLOS: Vorsicht, Kinder! Wir wollen gehorsam erst ein Orakel befragen. Es soll ja jetzt vielerlei Orakel geben. Ich warne vor dem Anzengruber. Ins Theater kann ich ja nicht mehr gehen, ich bin leider alt geworden; aber seine Bücher riechen nicht fromm, und dann — ich höre keinen Kothurn, wenn er auftritt. Hat denn der Anzengruber richtige Kothurne an den Füssen?

ARISTOPHANES: Lassen Sie gut sein, Meister; Sie sind heute ein bisschen schlecht bei Gehör. Den Kothurn schnallen jetzt nur noch die Schuljungen auf ihren Ranzen, wie die Handwerksburschen andere alte Stiefel. Sie müssen nicht so altmodisch sein! Wie Sie jung waren, haben Sie auch mitunter den Kothurn abgeschnallt. Im Kothurn ist schlecht fensterln.



Wissen Sie noch, am Abend nach der Schlacht bei Marathon . . .
AISCHYLOS (leicht drohend, während seine Augen aufleuchten): Du Schlingel!
SCHILLER: Ueberlegt nicht lange, ihr Herren. Ihr wisst, wie sie jetzt gerade dort unten über mich streiten. Ich sage euch, alle Statuen, die sie mir erst vor dreissig Jahren gesetzt haben, sind ins Wackeln geraten. Kerls, die dicke Bücher über mich schreiben, salvieren sich vorerst. Und ich habe es doch so gut gemeint! Shakespeare, Goethe, ihr habt's leicht gehabt! Was wisst ihr von meiner Arbeit, von meinen Qualen, von meiner Sehnsucht! Diese tödliche Sehnsucht! Hier herauf! So ist's auch dem Anzengruber gegangen! Und so wie er hat mich keiner wieder verstanden, keiner hat mich so geliebt. Es war auch einer, der herauf wollte, wenn er auch einen anderen Weg nahm! Lasst ihn nicht warten.
GOETHE: Ich muss Ihnen doch zu bedenken geben, lieber Freund, dass der Kandidat sich fast immer einer Mundart bedient hat, welche für die höchsten Aufgaben der Poesie zwar einige Verwendung finden kann, welche aber doch . . .
SCHILLER: Potz Blitz, Sie und ich, lieber Goethe, sind just auch nicht unter den Linden geboren! Verzeihung! Aber Sie sind unser Vorsitzender und sollten durch Ihren feierlichen Ton einen so schönen Vorschlag nicht stören. Klassisch hin, klassisch her! Denken Sie an



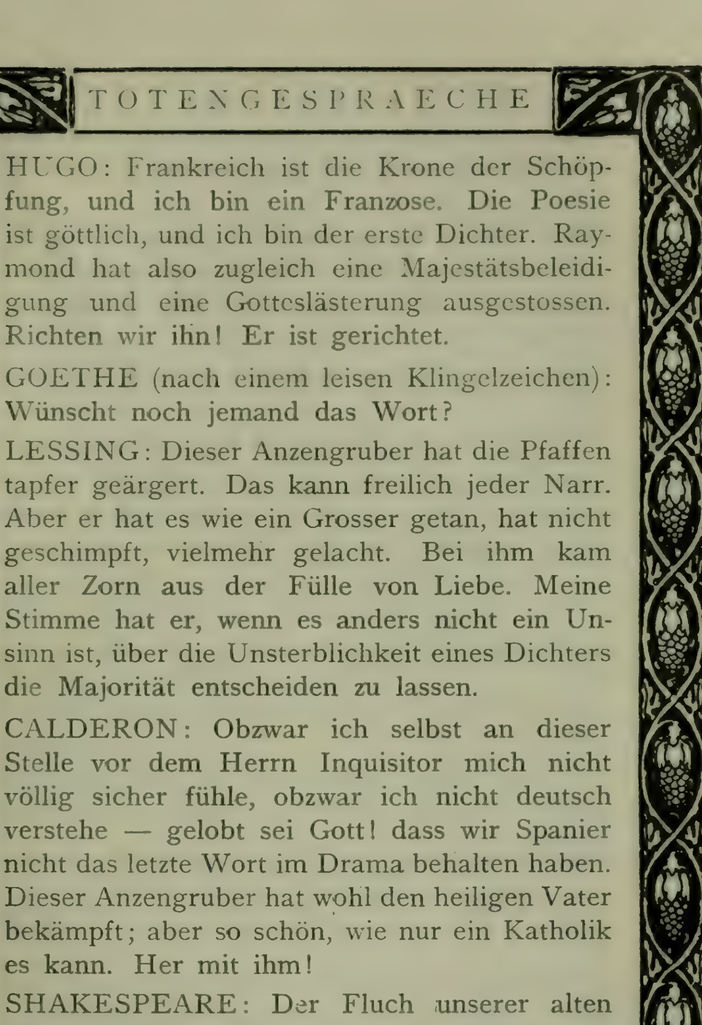
Ihre Jugend. Denken Sie an Ihre Mutter! Frau Rat hätte nicht lange gefackelt und den Anzengruber freundlich aufgenommen!

GOETHE (Schiller die Hand reichend): Ich danke Ihnen. Bleiben Sie neben mir sitzen. Eigentlich bin ich ja selbst für Ihren Antrag. Ich weiss nur nicht, was mich schlechter Stimmung macht, was mich beengt.

SCHILLER: Ihr Hoffrack, lieber Goethe. Ziehen Sie ihn aus und präsidieren Sie ein bisschen in Hemdärmeln. Dann wird uns allen wohler werden.

GOETHE: Es müssen nicht gleich Hemdärmel sein. (Knöpft den Frack auf und lüpft die Halsbinde.) Hm, ja, ein ganzer Kerl ist der Anzengruber.

RAIMUND: Lasst ihn ein! (Zu Goethe.) Schaun's Euer Gnaden, die geringen Leut' wollen doch auch ihre klassischen Dichter haben. Wie der Anzengruber geboren ist, da ist schon eine wunderschöne Fee mit einem griechischen Namen an der Wiegen gestanden und hat ihn zu einem grossen hochdeutschen Hofburgpoeten machen wollen. Da ist aber meine alte Fee Cheristane, die draussen zwischen Gebirg und Vorstadt wohnt, dazu gekommen, hat der noblen Göttin einen Schubser gegeben, und hat bittenderweis' gesagt: „Lass mir den da für die geringen Leut'!“ Lasst ihn ein! Und wenn nicht Sessel genug da sind, so will ich selber stehen. Oder wir werfen lieber gleich den Hugo hinaus, den zuwidern Patron.



HUGO: Frankreich ist die Krone der Schöpfung, und ich bin ein Franzose. Die Poesie ist göttlich, und ich bin der erste Dichter. Raymond hat also zugleich eine Majestätsbeleidigung und eine Gotteslästerung ausgestossen. Richten wir ihn! Er ist gerichtet.

GOETHE (nach einem leisen Klingelzeichen): Wünscht noch jemand das Wort?

LESSING: Dieser Anzengruber hat die Pfaffen tapfer geärgert. Das kann freilich jeder Narr. Aber er hat es wie ein Grosser getan, hat nicht geschimpft, vielmehr gelacht. Bei ihm kam aller Zorn aus der Fülle von Liebe. Meine Stimme hat er, wenn es anders nicht ein Unsinn ist, über die Unsterblichkeit eines Dichters die Majorität entscheiden zu lassen.

CALDERON: Obzwar ich selbst an dieser Stelle vor dem Herrn Inquisitor mich nicht völlig sicher fühle, obzwar ich nicht deutsch verstehe — gelobt sei Gott! dass wir Spanier nicht das letzte Wort im Drama behalten haben. Dieser Anzengruber hat wohl den heiligen Vater bekämpft; aber so schön, wie nur ein Katholik es kann. Her mit ihm!

SHAKESPEARE: Der Fluch unserer alten Menschlichkeit, dass wir eine Gesellschaft zu bilden suchen, die wir zeitlebens allein waren. Wer einsam stand, gehört in unsern Kreis. Er soll herein.

KLEIST (mit einem bösen Blick auf Goethe): Ein Deutscher, ein Dichter, ein Held. Ich

möchte ihn wohl umarmen, wenn Herr von Goethe es gestattete.

MOLIERE: Er ist zu stolz, um anzuklopfen. Um so lauter müssen wir „herein" rufen.

GRILLPARZER: Na ja. Nu, nu, er war halt ein Oesterreicher. Freut mich recht sehr, dass uns soviel Ehre widerfährt. Aber er soll nur nicht von Politik reden. Ich will mich wenigstens nach dem Tode nicht mehr ärgern.

ARISTOPHANES: Mich braucht Ihr nicht erst zu fragen. Endlich wieder einmal einer, der lachen konnte wie ein Kind und wie ein Riese. Die meisten Menschen lachen, wenn sie gemein sind. Ich sehne mich nach seinem Göttergelächter.

AISCHYLOS: Kinder, ich warne euch; er rüttelte an den Altären des Zeus, und die Priester der Erde jubelten bei der Kunde seines Todes. Er hat seine Titanenfaust drohend erhoben gegen den alten Glauben, und ich fürchte, ich fürchte . . .

HUGO: Und ich sage: veto! Er oder ich. Tag oder Nacht. Wählt! Ich stelle die Kabinettsfrage.

ALLE: Gott sei Dank. (Anzengruber wird mit allen gegen zwei Stimmen aufgenommen.)

GOETHE: Schiller wird so freundlich sein, unsern Bruder Anzengruber herein zu nötigen. (Schiller ab.) Und Sie, lieber Hugo, sind wohl so hilfreich und edel, Platz zu machen. Sie haben die Kabinettsfrage gestellt, Sie müssen gehen. Es ist Ehrensache geworden.

ALLE: Es ist Ehrensache!
HUGO: Warum vollzieht ihr euern gotteslästerlichen Ostrazismus nicht gegen Aischylos? Auch er war gegen diesen Eindringling. Er war der erste Dramatiker, ich bin es auch. (Auf eine gebieterische Handbewegung Goethes verlässt Victor Hugo mit dem Rufe: „Cambronne!“ den Saal.)
SCHILLER (an der Tür zum Schatten Anzengrubers): Tritt ein, mein lieber, lieber Bruder! (Der Schatten beugt seinen steifen Nacken langsam, um Schillers Hand zu küssen.) Du bischt verrückt!
DER SCHATTEN: Du? So sprichst du zu mir? Und du erkennst mich an? Gelt, auf den Kopf gefallen war ich nicht?
ALLE: Willkommen! (Goethe besorgt die Vorstellung.)
DER SCHATTEN: Ich bin wirklich bei euch? Nicht mehr zu leben und Shakespeare zu sehen! Na, vergelt's Gott, Herr von Goethe, ich will Sie von jetzt ab auch recht gern haben.
RAIMUND: Grüss Gott! Steht Wien noch auf dem alten, schönen Fleck?
DER SCHATTEN: Grüss Gott, du, du! Es steht noch da und ist schön, dass es einem fast leid tun könnt' . . .
GRILLPARZER: Dass ich nur frag': wie sind denn bei uns jetzt die politischen Verhältnisse?
DER SCHATTEN: Immer das alte Gefrett.
GOETHE: Da Sie eben rüstig von der Erde zu uns heraufkommen, werden Sie uns wohl



gern durch bedeutende Mitteilungen über das Theaterwesen dieser Tage heiter belehren können. Es scheint ja, dass wir gesiegt haben, dass man sich nur noch von dem Edelsten erfreuen lässt? Ist dem nicht so?

DER SCHATTEN: Ach, du mein Gott, Herr von Goethe! Das ist alles nur Sand in die Augen. An Jubeltagen oder mit einer sündhaften Ausstattung, da werden die Klassiker gespielt. Was aber den Leuten am besten gefällt, das ist kein Stück von euch, — darf ich wirklich von uns sagen?

GOETHE: Woran denn sonst vergnügen sich die guten Menschen?

DER SCHATTEN: An allerlei Possen, die sich auch Schauspiele oder Lustspiele nennen; immer treten da Menschen aus hohen und niedern Ständen auf und sprechen von Tagesfragen und von Gefühlen, und vollführen einige Missverständnisse, bis nach drei Stunden der Hans die Grete kriegt. Die Zuhörer finden es geistvoll; aber es ist dumm.

SCHILLER (zu Goethe): Das ist Kotzebue.

DER SCHATTEN: Jawohl, aber er schreibt jetzt unter verschiedenen Namen.

SOPHOKLES: Ihr habt genug Irdisches gesprochen. Lasst! Dieser Kotzebue mag auf Erden unsterblich sein. Wir sind es hier. Sag' mal, Anzengruber, da ich den Namen nun endlich behalten will: weisst du auch, dass der Kampf um ein ehrliches Begräbnis, den dein

Wurzelsepp führt, eigentlich meiner Antigone entnommen ist?

ARISTOPHANES: Nur nicht fachsimpeln! Teilt die Sache den lebenden Kotzebues mit; sie werden aus Wurzelsepp und Antigone ein Paar machen. (Alle lachen.)

DER SCHATTEN: Wenn meine lieben Freunde wüssten, wo ich bin, sie würden nicht trauern.

VIII

GOTTFRIED KELLER

Es war heller Tag, als das Sterben über Gottfried Keller von Zürich kam. Für die Zeugen der letzten Augenblicke war er nicht mehr bei Bewusstsein. Es war aber noch etwas wach in ihm. Er hatte noch einmal einen schönen, feinen Einfall, über welchen die Seele lächeln musste. Die Seele wollte den Einfall zu Ende denken. Da lächelte sie wieder, aber diesmal über sich selbst. Wozu noch denken? Für wen? Für Gottfried, der nicht mehr zuhörte? Für die Leute, für die sie nie gedacht und gedichtet hatte?

Er starb, und seine Seele machte den grossen Flug hinüber. Für die Zuschauer war es ein bläulicher Blitz, der im Nu durch wolkenlosen Himmel von einem Ende der Welt zum andern flog. Um sie her war eine ungeheure Strecke nichts, gar nichts; als aber wieder etwas da war, da war es das Jenseits. Das sah aus wie die Erde, nur etwas sauberer.

Am Tore wurde er von dem gesamten jenseitigen „Schriftsteller-Verein“ empfangen. Der erste Vorsitzende, ein stattlicher alter Herr, der noch vor Jahr und Tag etwas Aehnliches in einer grossen deutschen Stadt gewesen war, nahm das Wort:

Verehrter Herr Kollege! Gestatten Sie, dass wir Sie im Namen der Fachgenossen an der

Schwelle des Jenseits willkommen heissen. Da wir hier nicht so sehr lügen dürfen wie auf Erden, muss ich Ihnen gestehen, dass kein einziger unter uns Ihre sämtlichen Schriften gelesen hat. Sie sind aber vor genau einem Jahre, unmittelbar nach der Feier Ihres siebzigsten Geburtstages, für die grosse jenseitige Leihbibliothek auf unser Ansuchen angeschafft worden. Wir haben damals mit lebhafter Ueberraschung erfahren, dass ein Schriftsteller Ihres Namens lebe. Wir haben bemerkt, dass alle deutschen Zeitungen sich genötigt sahen, Festartikel zu bringen, und dass gerade die geschätztesten Kritiker untereinander etwas wie eine Keller-Gemeinde gegründet hatten. Wir sagten uns, dass ein so berühmter Zeitgenosse sofort nach seinem Tode Mitglied unseres Vereines werden müsse, und wir beschlossen, Sie bei der nächsten Wahl für die Stelle eines ersten Vorsitzenden in Aussicht zu nehmen. Wir wollen hier wie auf Erden durch festes Zusammenhalten die Verleger . . .

KELLER: Lusechaibehund, ich will euer Vorsitzender nicht sein und euer Genosse auch nicht. Es freut mich nur, dass Ihr meine Sachen nicht gelesen habt. Wann habe ich mich je in eure Zänkereien und Stänkereien gemischt? Soll ich im reinlichen Jenseits da hineintreten, wovon ich mich auf Erden immer frei gehalten habe? Lasst mich meiner Wege gehn! Ich bin kein Literat! Staatsschreiber von Zürich a. D. bin ich und als solcher will ich in eurem Einwohner-

verzeichnis stehen, wenn einer von euch so ein dickes Buch irgendwo herausgibt.

DR. A.: Der gehört nicht zu uns. Er hält sich am Ende für einen Unsterblichen. (Allgemeine Heiterkeit.)

DR. B.: Wir wollen in unsrem Verbandsorgan erklären, er sei überhaupt kein Literat.

DR. C.: Ich beantrage, ihn in unsrem Verbandsorgan für einen unmoralischen Menschen zu erklären.

DR. D.: . . . . für verrückt.

DR. E.: . . . . für einen Säufer.

DER VORSITZENDE: Ich stelle Ihnen anheim, Herr Keller, Ihr Gesuch um Aufnahme in unsren Verein zurückzuziehen, da Sie nur wenig Hoffnung haben . . .

Ruhigen Schrittes wanderte Gottfried Keller weiter. Seine rundliche kleine Gestalt fiel im Jenseits nicht auf. Da kam er an einen Eispalast. „Das wäre eine gute Kellerei," dachte er schmunzelnd. Es war aber das Haus der Unsterblichen, und er vernahm seinen Namen. Bedächtig blieb er stehen. Die drinnen konnten durch die grünen Eiswände nicht hinaussehen in das Gewühl der alltäglichen Menschen. Er aber blickte in den Saal und erkannte nach Holzschnitten, Photographien, Marmorbüsten und Erzstatuen die grossen Dichter seines Volkes; auch verstorbene Freunde sah er. Und sie beratschlagten über seine Unsterblichkeit.

GOETHE: . . . Und just wegen dieses erfreu-

lichen Nachfolgens bin ich gegen seine Zulassung. Sein Stil zeigt eine bedeutende Gegenständlichkeit, wie man sie von mir wohl lernen konnte; aber diesem behaglichen Vorzug des Alters war keine eigene Jugend vorausgegangen. Er war nie Eigenmost, war nie absurd.

LESSING: Lieber Herr Geheimrat, dass er Ihren Altersstil nachahmte, war freilich schlimm, und es ist mir lieb, dass Sie ihm das als Fehler anrechnen. Ach, hätten Sie doch zu meinen Lebzeiten schon so geschrieben, so eisig gut, so fehlerhaft fehlerlos, so bedeutend auch im Unbedeutenden, wie hätte ich Sie gezaust! Was aber diesen Gottfried Keller anbetrifft, so bin ich für seine Zulassung. Es ist mehr an ihm als die Goethesche Sprache. Er hat etwas, was wir zu meiner Zeit noch nicht kannten, was auch Sie noch nicht kannten, Herr Geheimrat, was ich wohl ahnte, was ich aber selbst nicht mit einem Worte bezeichnen konnte, nicht gestalten und nicht erklären. Er lacht statuarisch. Er lacht, wie eine griechische Bildsäule lachen müsste, wenn sie dürfte. Er lacht, wie wir lachen, seitdem wir selig sind.

HEINE: Ich glaube doch, das hätte ich auch schon ein wenig . . .

GOETHE: Schweigen Sie, Heine! Sie können froh sein, dass wir, unbeirrt von Parteileidenschaften, Ihr unsterblich Teil gerettet haben und nicht preisgeben. Gegen diesen Keller aber spricht auch der geringe Umfang seiner vorzüglichen Werke. Denn seine Gedichte — um



nun gleich dieses nicht zu verschweigen — haben alle irgendwie einen Mangel . . .

SCHILLER: Wahr ist es! Es fehlt was, der Schwung, die Musik, etwas!

GOETHE: Sein grosser Roman „Der grüne Heinrich" ist nur mühsam zu Ende geführt, seine Alterswerke zeigen Spuren von Schwäche, und selbst die „Züricher Novellen" leiden an kleinen persönlichen Schrullen. Bleiben also nur die allerdings preiswerten „Leute von Seldwyla" und die „Sieben Legenden", welche ich mir erst gestern wieder von Eckermann habe vorlesen lassen.

HEINE: Und so hat es der gute Keller unterlassen, es mit Hilfe von einigen Bänden Farbenlehre, von Jahres- und Tagesheften vierzig Folianten . . .

VISCHER: Schweigen Sie, Heine! Aber diesmal hat Heine recht. Glauben Sie denn, mein teurer Goethe, dass Sie mit allen Ihren vierzig Bänden oder gar mit den hundert Bänden Ihrer neuesten Ausgabe in die Unsterblichkeit eingegangen sind? Haben denn Ihre Alterswerke keine Schrullen? Haben Sie Ihren Wilhelm Meister nicht auch mühsam zu Ende geführt? Donnerwetter noch einmal . . .

GOETHE: Ich muss diesen unschicklichen Ausdruck . . .

LESSING: Na, na.

VISCHER: Ich bin hier der Jüngste und möchte nicht unbescheiden auftreten. Wenn aber Gottfried Keller nicht hierher gehört, so

setzen Sie sich lieber gleich auf den Aussterbeetat und machen Sie nach Goethes Tode einen dicken Strich unter die Literaturgeschichte. Gottfried Keller ist ein Grosser, ist ein Ganzer, Vollblut.

GOETHE: Schreiten wir zur Abstimmung.

GOTTFRIED KELLER (durch das Fenster hereinsprechend): Meine lieben Herren, ich danke Ihnen für die gute Meinung; aber es wäre zu viel Ehre für mich. Es wäre mir zu kalt in Ihrem Eispalast. Die meisten von Ihnen waren Schriftsteller, herrliche, unsterbliche Schriftsteller, aber doch arme Schriftsteller, die ihr edles Gehirn zermarterten, um ihre Ideen zu formen, welche ausser ihrer Zeit waren, und um doch zugleich von der Masse verstanden zu werden, mit der sie lebten. So ein armer Schriftsteller oder Dichter, der mit den Göttern aufsteht, und mit Lohnschreibern um einen Bissen Brot streitet, der für die Nachwelt denkt, aber für sein Leben die Anerkennung seines Bäckermeisters braucht, der im Himmel wohnen muss, weil die Erde bis auf das letzte Fussbreit Afrikas hinweggegeben ist, so ein armer Schächer bin ich nie gewesen. Ich will ein Haus weiter gehen, vielleicht finde ich anderswo die Gesellschaft, mit der sich ein Schöppchen trinken lässt.

Keller schritt fürbass, und Goethe gesellte sich eilig zu ihm.

GOETHE: Es wäre mir lehrreich, Ihre Gedanken auf den Grund zu hören.

KELLER: Aber, lieber Herr, Sie sind ja auch so einer gewesen, Sie waren ja auch so etwas wie Staatsschreiber, haben Ihre Lust daran gehabt, sich und die kleine Welt, die Sie umgab, weiter zu bilden, und nur so ganz nebenher etwas Schönes zu schreiben.

GOETHE: Gewiss; aber dabei bilde ich mir ein, zu der Zunft der Schriftsteller und Dichter zu gehören. Sie aber wollen eine besondere Stellung . . .

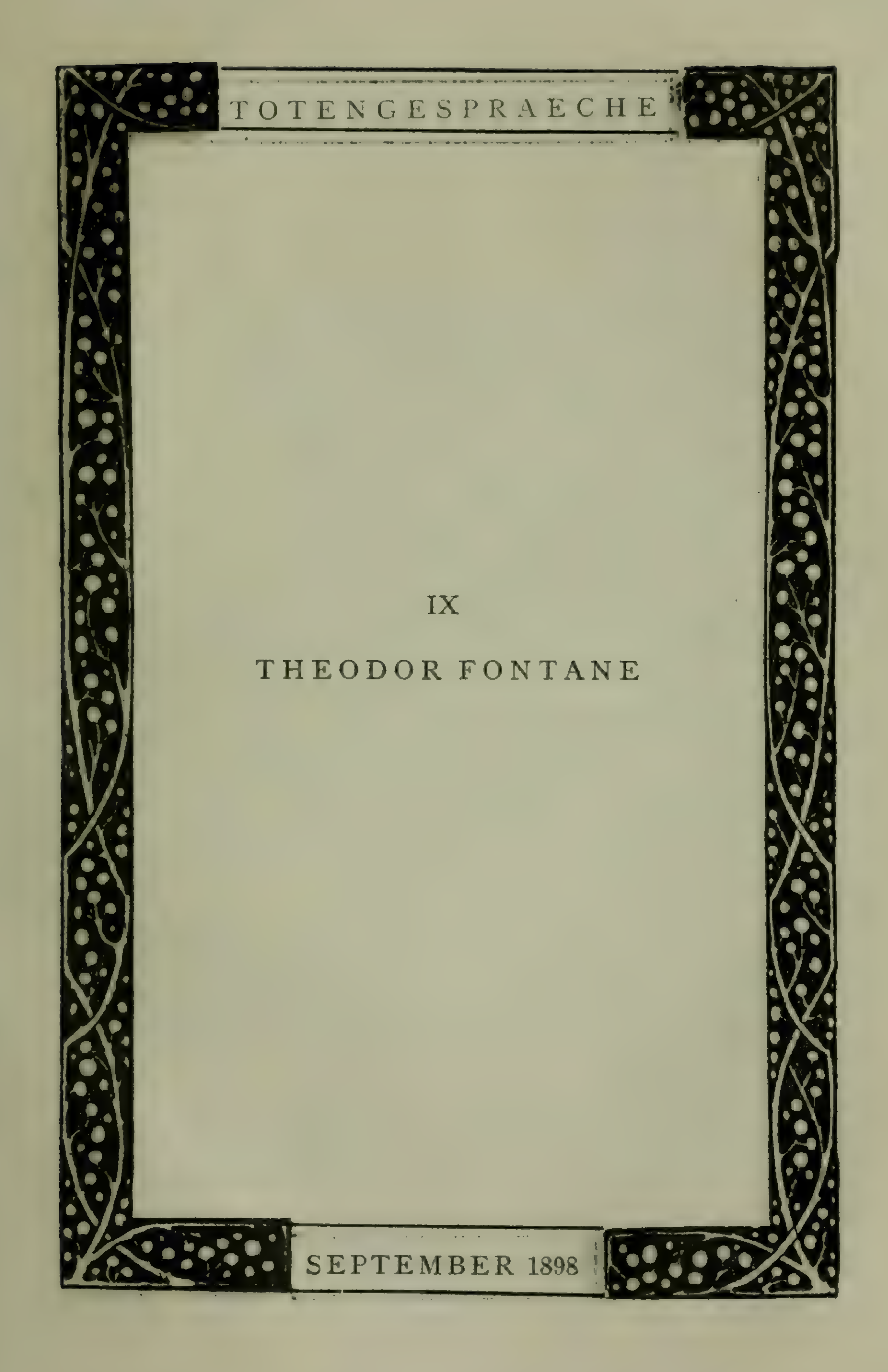
KELLER: Im Gegenteil, ich will nichts für mich extra. Ein Mensch bin ich, und als Mensch will ich gelten, nicht als Wundertier. Mit Baumeistern möchte ich zusammensitzen, wissen Sie; mit Leuten, welche einen Dom oder ein Reich oder sonst etwas Bleibendes aufgerichtet haben. Wir beide sind doch im Leben nicht müssig gewesen, wie die richtigen Schriftsteller.

GOETHE: Kommen Sie doch mit mir zu den Freunden, die etwas gebaut haben; ob man uns dort wohl als Meister begrüssen wird?

Goethe und Keller betraten das Haus der unsterblichen Baumeister. Friedrich der Grosse begrüsste sie dort mit grimmiger Freundlichkeit. „Skribenten?“ rief er. „Deutsche Skribenten? Seid was geworden, Jungens; aber was wollt ihr hier? Bei ernsthaften Leuten?“ Keller trug seinen Wunsch vor, mit Friedrich und Erwin und mit dem namenlosen Erbauer des Freiburger Turms an einem Tische zu sitzen. Die Meister sahen einander fragend an. Da erhob sich Michel Angelo, der der eigenwilligste

unter diesen Architekten und Königen war, und führte die Dichter in den Garten des Architektenhauses. Dort standen die duftigsten Blumen und die schattenreichsten oder auch fruchtbarsten Fabelbäume bereit, wenn die Meister sich erholen wollten. Michel Angelo aber sprach: „Ihr seid keine richtigen Baumeister, ihr wäret sonst keine solchen Dichter gewesen. Wenn es euch aber genügt, in unserem Garten zu stehen und uns zu erfreuen gleich den Blumen und Bäumen, so sollt ihr uns willkommen sein.“

Goethe kehrte stolz aufgerichtet in den Eispalast zurück und übernahm ruhig wieder den Vorsitz der unsterblichen Dichter. Gottfried Keller aber blieb fröhlich im Garten der Baumeister und Könige neben einer Riesenpalme, und er wurde der Lieblingsdichter der Baumeister und Könige.



TOTENGESPRAECHE

IX

THEODOR FONTANE

SEPTEMBER 1898

Ein Schatten, aus welchem nur noch die Augen mit lebendigem Glanze herausleuchteten, flog Theodor Fontanes Seele aus dem weitgeöffneten Fenster hinaus, hin über die kümmerlichen Bäumchen der Potsdamerstrasse. Gütig lächelnd drängte der Todesengel zu rascherer Flucht. Nur fort, nur eilig fort aus dem Bereiche der törichten Erde. Der Schatten Fontanes beeilte sich nicht. Mit Kindesneugier wandte er die irdischen Augen dann und wann zurück. Nur ein Weilchen noch! Bis die neue Potsdamerbrücke fertig ist! Und der Potsdamer Platz! Und die elektrische Hochbahn! Höher lenkte der Todesengel den Flug, weiter wurde der Blick. Nur ein Weilchen noch möchte ich warten! Bis ich erfahren habe, wie das in Paris sich klärt! Und das in Petersburg! Ob's was ist oder nicht! Und wie das bei uns zu Hause noch wird!

Gütig lächelnd drückte der Engel dem noch erdgefangenen Toten leise die Augen zu. Gewiss doch! Ist ja doch alles Kleinkram! murmelte der Tote, und mit einem mächtigen Schwung ging es schnell wie das Licht hinaus über die Erdenschwere.

Als der Tote seine Augen wieder öffnete, stand er in einer Halle, die wie ein griechischer Tempel aussah oder auch wie ein Gerichtssaal.



Der Tote war kein blosser Schatten mehr; er hatte wieder Körper, er hatte wieder seine Kleidung, die altfränkische Halsbinde, den seltsamlichen Schal und alles. Erstaunt, beglückt, verwirrt erkannte er die Männer, die ihn grüssten. Lessing und Herder und Kleist und die Jüngsten unter den Unsterblichen: Gottfried Keller, Ludwig Anzengruber. Kleist stürzte vor; er fasste Fontane bei beiden Händen.

Willkommen, Bruder! Das ist recht! Wir Preussen wollen zusammenhalten! Die Kerls spötteln immer noch, wir könnten nur Offiziere und Beamte abgeben. Zeig's ihnen! Sag's ihnen! Das ist recht, dass du kandidierst!

FONTANE: Kandidieren? Fracksache? Ich? Ich weiss noch nicht . . . Der Todesengel nur hat mich hergeführt.

LESSING: Willkommen, mein lieber Fontane. . . . Wie sieht's jetzt in Berlin aus?

FONTANE: Viel mehr Strassen, viel mehr Häuser, viel mehr Menschen. Die Strassen haben besseres Pflaster, die Häuser haben hübschere Fassaden, die Menschen tragen andere Röcke.

LESSING: Ich weiss. Dort stand auch ich einmal auf dem Markte . . . Und nun wollen Sie bei uns eintreten? Ich als der älteste in dieser Halle . . .

HEINE: Lasst mich es ihm erklären! Ich möchte ihn so gern hierbehalten. Ich habe ihn so lieb, trotzdem er mich Schweinigel nicht so recht mochte.





FONTANE: Ach, lieber Herr, das mit der Sittlichkeit ist ein gar zu weites Feld. Eigentlich habe ich Sie doch gern gemocht.
HEINE: Erfahren Sie also, lieber Fontane, dass Sie hier als Kandidat vor dem Klub der deutschen Dichter stehen. Unsere Unsterblichkeit dauert nicht ewig, bald dauert sie länger, bald dauert sie kürzer, oft nicht einmal die gesetzlichen dreissig Jahre, in welchen unsere Witwen und Waisen von unserer Unsterblichkeit leben können. Eine Unsterblichkeit auf Kündigung. Sie werden nun glauben, lieber Fontane, es werde die Wahl von uns vollzogen: Das ist ein schöner Irrtum. Ihr Trauergeleite ist es, das über Ihre Unsterblichkeit abstimmt. Die kompakte Majorität entscheidet. Die Stimmen der kompakten Majorität sind so kräftig, dass sie bis herauf dringen und hier ihre Wirkung ausüben. Wenn die ganze kompakte Majorität ein einziges Wort scheint, so hat der Kandidat einen Namen und ist unsterblich. Am besten, wenn das symbolisch zu sehen ist, wenn alle Stimmen irgend einen Wimpel des Kandidaten nach irgend einer bestimmten Richtung wehen lassen. Diesem feierlichen Wahlakt haben wir uns alle unterzogen. — — —
Eine Unruhe entstand. Goethe kommt! Seit Jahren hat er sich nicht blicken lassen! Die hohe Gestalt Goethes kam langsam die Stufen heraufgeschritten. Fontane wunderte sich, dass es ihn nicht auf die Knie niederzwang, dass die Ehrfurcht ihn nicht schaudern machte. Er

brauchte sich gar nicht zusammen zu nehmen; nur glücklich war er, als er Goethes Hand fassen durfte. Goethe übernahm den Vorsitz und sagte: Willkommen, mein lieber Fontane. Wie ich mir schon manches Gute und Schöne aus Ihren Büchern behaglich angeeignet habe, so sollen Sie noch oft unserem Kreise von den verwegenen Berlinern erzählen. Vorher ist nur die würdige Feierlichkeit zu erfüllen.

FONTANE (bescheiden): Ich habe aber keinen Sinn für Feierlichkeit.

GOETHE: Sie wehren sich umsonst. Ich bin aber hier erschienen, weil zu rechter Frist eine Hofansage mich belehrte, es wollte der grosse König selbst seinen Dichter freundlich empfangen.

Wie Lebensblut so heiss stieg es in Fontanes Wangen. Also doch! Also doch ein Dank! Und Goethe selbst, wie verwandelt und blitzend von Jugend, rief: Nicht wahr doch, Brüder, Fritzisch sind wir alle? Ihr vom Süden und vom Norden, ihr Alten und ihr Enkel, ihr Ruhigen und ihr Wilden: Fritzisch sind wir alle!

Schon kam der alte Fritz langsam die Stufen herauf, auf den Krückstock gestützt, den Dreispitz ein bisschen schief auf dem Kopfe, Schnupftabakflecken auf dem Rock. Biche, sein liebes Windspiel, lief ihm voraus.

DER ALTE FRITZ: Bonjour, Messieurs! Er ist ja wohl der Fontane? Habe Gutes von ihm gehört. Er erst hat mich mit der deutschen Poesie ganz ausgesöhnt. Zieten! Auswendig ge-



lernt! Er hätte eigentlich den pour le mérite verdient, Friedensklasse. Er war ein ganzer Poet und ein ganzer Preusse dazu. Zur Nachahmung, Messieurs! Dieser Fontane da hat sehr viel Verstand gehabt und hat doch niemals räsonniert.

FONTANE: Das stimmt nicht, Majestät. In jungen und alten Jahren habe ich heimlich räsonniert. Und habe immer Grund gehabt.

DER ALTE FRITZ: Sacrebleu! Gibt's denn immer noch Pfaffen, die das Königtum meistern wollen?

FONTANE: Zu Befehl, Majestät.

DER ALTE FRITZ: Gibt's immer noch Herren, die die Macht haben und die ihre eigenen Interessen höher stellen als die des Staates?

FONTANE: Zu Befehl, Majestät.

DER ALTE FRITZ: Warum hat Er denn heimlich räsonniert? Warum hat Er nicht das Maul aufgemacht?

FONTANE: Zu Befehl, Majestät, weil Preussen dafür immer noch nicht fritzisch genug ist. Es hätte nicht geholfen und mich nach Spandau gebracht, wofür man jetzt Plötzensee sagt.

DER ALTE FRITZ: Messieurs, muss zugeben, dass ich mich damals zu wenig um die deutsche Literatur gekümmert habe. Tut mir leid. Hätte die Menschen etwas höher ästimiert, wenn ich damals schon den Magister Lessing gekannt hätte und den Herrn von Goethe. Tut mir persönlich leid, war aber gut. In Deutsch-


land immer so: wenn Pegasus Lohn erhält und schmeicheln will, wird er zum Esel in der Fabel. Sie sind immer Freiwillige geblieben, wie der Fontane da.

FONTANE: Lebenslänglich freiwillig fritzisch.

DER ALTE FRITZ: Still gestanden! Solche Freiwillige waren nötig. Sehe es jetzt ein. Waterloo und Sedan wären nicht gekommen ohne Rossbach, aber auch nicht ohne die Bücher von dem Lessing, von dem Goethe und dem Leutnant von Kleist. Ich salutiere den freiwilligen Preussen. Und ich empfehle Ihnen den Zietendichter da. Will nur zuhören. Werde mich an der Abstimmung nicht beteiligen. Abstimmungen, lauter ridikule neue Worte.

GOETHE: Man achte darauf, ob die Stimme des Volkes das Wimpel nach links drehe.

(Stimmen des irdischen Geleites.)

EIN MUENCHENER: Er ist ein Preuss!

EIN POTSDAMER: Ein Preusse, ja, aber er ist kein Potsdamer.

EIN ALTER: Er ist mir zu jung.

EIN JUENGSTER: Er ist nicht grün! Er ist nicht unreif.

EINE TOCHTER: Er ist zu unmodern.

DIE MUTTER: Er ist zu unsittlich.

DER BLAUSTRUMPF: Er hat keine Ideen, er hat keine regelrechten Studien gemacht. Man merkt immer wieder den Apothekerlehrling.

DIE NAEHMAMSELL: Er soll ein Ehrendoktor gewesen sein. Gewiss darum, weil man



immer so furchtbar viel denken muss, wenn man ihn liest.

EINE LAUTE STIMME: Ich fordere für ihn die Unsterblichkeit im Namen der ewigen Gesetze des Guten und des Schönen. Unentwegt hat der Balladendichter Fontane das Banner des Idealismus hochgehalten. Voll und ganz hat er auf der Zinne der Partei gestanden.

EINE ANDERE STIMME: Ich fordere für ihn die Unsterblichkeit im Namen der ewigen Gesetze des Wahren. Fontane wurde erst Fontane, als er in seinem siebzigsten Jahre so ein Naturalist wurde voll und ganz usw.

HEINE: So geht das nicht, lieber Fontane. So können Sie nicht unsterblich werden, nicht einmal für dreissig Jahre. Ihr Wimpel zeigt keine feste Richtung. Ihr Schal flattert hin und her. Vorwärts! Sie müssen Ihrem Schal eine bestimmte Richtung geben. Sie müssen sich in irgend einer Pose photographieren lassen. Sie müssen eine Kandidatenrede halten, in der Sie sich selbst abstempeln.

FONTANE (mit der linken Hand seinen Schal energisch zusammenfassend): Nein und tausendmal nein! Ich kandidiere nicht und ich posiere nicht! Ich habe keinen Sinn für Feierlichkeit, ich habe keinen Sinn für eine vorübergehende Unsterblichkeit. Just will ich es aussprechen vor den grossen Männern, in deren Nähe mich des Volkes Stimme rücken will. Ich kann mich mit ihnen nicht vergleichen, weil ich so viel weniger bin als diese Halbgötter, aber weil es

auch einen Punkt gibt, wo ich mehr bin, mehr Mensch. Mit himmlischen Augen haben die ganz Grossen über das Erkennbare hinausgeblickt in das Land der Geheimnisse. Ich weiss keine Geheimnisse, ich rühme mich keiner Geheimnisse. Irdisch sind meine Augen, so irdisch, dass ich zurück möchte auf die Erde, die alte hübsche, drollige Erde, dass mir selbst die Unsterblichkeit keinen Ersatz bietet für das hübsche Ding, welches man Leben nennt. Das schöne miserable Leben. Seher sind die Ganzgrossen gewesen, Seher in das Land der Geheimnisse hinein. Der Teufel traue den Sehern! Ich bin immer nur ein Zuschauer gewesen. Ich will auch hier oben nur Zuschauer bleiben. Zu bescheiden? Nun, weil ich zum erstenmal eine Rede zu halten nun doch gezwungen worden bin, darum will ich auch das noch sagen: bescheiden, ja, vor Goethe, vor dem alten Fritz. Dass ich aber nicht für den Unsterblichkeitstitel kandidiere, das ist Unbescheidenheit, das ist Stolz.

(Auf dem Wege zur Fürstenhalle.)

DER ALTE FRITZ: Hör Er. Wenn Er so gering denkt von der Poetengloire, muss Er mir ja recht geben bei meinem Benehmen gegen die deutschen Literaten.

FONTANE: Unrecht, Majestät. Dero Voltäre war fast nur ein Literat, und Majestät haben doch von ihm gelernt. So ein Goethe gar hätte den schönsten Thron der Welt verdient.

DER ALTE FRITZ: Will Er am Ende Rebellion machen?

FONTANE: Ach nein, Majestät! Auch über Goethe hätte die kompakte Majorität abzustimmen, bevor er zum König gewählt würde.
DER ALTE FRITZ: Er ist also für erbliche Monarchie nur aus Menschenverachtung?
FONTANE: So ungefähr. Nur das Wort Verachtung lieber nicht. Wer wird Kinder verachten?

(In der Fürstenhalle.)

DER ALTE FRITZ: Das ist mein Zietendichter, der Theodor Fontane aus Neu-Ruppin. Will sich mal satt fragen bei uns. Hat mich schon über Kollin ausgeholt. Da, Er hat die Auswahl. Wen will Er fragen? Den grossen Kurfürsten oder meinen lieben Sohn, den Bismarck? Oder Blücher?
FONTANE (zögernd): Es ist schwer. Ich muss doch gleich mit der ersten Frage etwas Rechtes anpacken. Und doch . . . was mir seit dem 2. September 1870 auf der Seele brennt . . . Bismarck, wie stehen Sie eigentlich zu den religiösen Fragen? Zum Glauben?
BISMARCK (grimmig lächelnd): Religion? Glaube? Das sind ja ganz irdische Angelegenheiten. Hier oben lächelt man über manches, worüber auf der Erde zu lächeln verboten ist. Nach acht Tagen, lieber Fontane, lächeln Sie hier oben darüber, was Sie unten Mangel an offizieller Anerkennung und Undank genannt haben. Es wird Ihnen hier schon gefallen.
FONTANE: Vorläufig, offen gesagt, ist mir die Chose zu unfrei. Zu sehr altes Viktoria-



Theater. Zu sehr Apotheose mit bengalischer Beleuchtung.

(Leise vor sich hin):

Ich sehne mich nach meiner Mark, nach Kiefernadeln und Heidekraut.

DER ALTE FRITZ: So will ich Ihn mit dem Zieten bekannt machen und mit dem Dessauer. (Fontane begrüsst seine alten Freunde. Engelchöre stimmen an:

Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie du.)

FONTANE: Ach Gott, auch hier. Und ist ja nicht einmal ganz aufrichtig gewesen.

X

FRIEDRICH NIETZSCHE

Vor mehr als zehn Jahren hatte der Geist Friedrich Nietzsches den verzweifelten lachenden Sprung gewagt von der armen Erde hinweg nach den Gefilden der Seligen. Noch musste er den siechen Körper unten zurücklassen in der Hut sorgender Frauen. Der Geist aber verlangte Einlass in die höchste der Hallen, wo die Philosophen wohnen. Aus Lichtkristallen ist die Halle gefügt; kalt wie Eis ist die Halle und heller als die Sonne.

„Lasst ihn nicht ein!" sagte Hume. „Er lebt gar noch. Er brächte Wärme herein. Bald läge zerschmolzen das eisige Haus."

„Lasst ihn nicht ein!" sagte Hegel und runzelte die niedrige Stirn. „Wahnsinnskrankheit fesselt seinen Leib. Uns brächte es ewige Schmach, wollten wir dem Wahnsinn öffnen die Halle des kalten Lichts."

Spinoza lächelte spöttisch; auch in der höchsten Halle noch hatte sein Antlitz den verächtlichen Ausdruck nicht eingebüsst. „Und ihr, Genossen der Halle, waret ihr im Leben niemals krank, niemals klein? Standet ihr immer auf euerer eigenen Höhe? Wandeltest du nicht unter uns, mein lieber Kant, als dein elender Körper noch unten weilte, der Schatten eines kindischen Greises? Haben wir den Brüdern Zutritt versagt, die in frommem Irrsinn oder



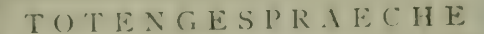
verzweifelt in Selbstmord endeten wie unser Comte? Hast du, mein strenger Schopenhauer, nicht die letzten Erdenjahre in törichter Eitelkeit verlebt? Waren wir nicht alle die, die wir sind, wenn auch nach kurzer Blütezeit der Herbst kam und die Schönheit unserer Krone vernichtete? Oh, ihr armen Götter! Gott oder die Natur! Wir haben alle der Natur unseren Tribut gezahlt. Ich bin sogar verliebt gewesen, als mein Leib noch lebte."

Ein leises Lächeln irdischer Erinnerung flog leicht wie Rosenschimmer über die bleichen Züge der Philosophen. Dann herrschte wieder das kalte Licht, und sie lehnten es ab, dem Harrenden die Halle zu öffnen, solange sein Irdisches in Wahnsinnskrankheit blieb bei den sorgenden Frauen. Und Friedrich Nietzsche sehnte sich nach seinem Tode.

Jetzt hatte er unten ausgelitten, und wieder pochte der Geist an den durchsichtigen Toren der Halle des kalten Lichtes. Zu feierlicher Beratung traten die Bewohner zusammen. Besiegt war die Scheu vor dem Wahnsinn. Ob Nietzsche würdig sei, aufgenommen zu werden in die höchste Halle, würdig durch seine Gedanken, so lautete die Frage.

„Er ist nicht würdig!" rief eifernd Augustinus, der hier nicht mehr der Heilige hiess. „Er war der Antichrist! Er hat unseren Glauben als Sklavenmoral verhöhnt, er hat der Menschheit den letzten Halt genommen."

Hobbes und Spinoza, Schopenhauer und Fichte



ballten die Faust oder stampften mit dem Fusse auf. Kant freute sich, weil er als Vorsitzender seine ehrliche Meinung nicht zu äussern brauchte. Die Griechen verstanden nicht. Was war das: Antichrist?

„Den Einwurf unseres seltsamen Bruders Augustinus lasse ich nicht gelten," sagte Platon. „Aber er ist dennoch nicht würdig. Der Staat ist die Vollendung menschlicher Zwecke. Ohne Staat und Moral wird der Mensch zum Tier. Staat und Moral brauchen Tafeln oder Gesetze. Friedrich Nietzsche hat die alten Tafeln zerbrochen und keine neuen aufgestellt. Was unser geehrter Vorsitzender so hübsch auf Griechisch und Lateinisch den kategorischen Imperativ genannt hat, das hat Nietzsche wie eine Feder in die Luft geworfen. Der Mörder des Staates und der Moral darf nicht herein."

„Welcher Moral?" tönte es aus einer Ecke, und Hobbes meldete sich als Advokat des Mörders. Schon rief jedoch Schopenhauer dazwischen: „Er ist nicht würdig! Er ist gar kein Philosoph, er ist ein Dichter. Er ist kein Philosoph, als welcher sein Bild von der Welt in einem geschlossenen System der Nachwelt zu überliefern hat. Ihm fehlt die Treue gegen sich selbst. Er verwirft heute, was er gestern gelehrt hat, und verwirft morgen seine heutige Verwerfung. Mir wurde er zuerst untreu und dann sich selbst. Ein Journalist unter den Philosophen. Der Tageseindruck bestimmt seine Tagesphilosophie. Er schreibt gut, besser als

gewisse andere Herren; das hat er von mir. Wer aber kann sagen, was er eigentlich gelehrt hat? Wie Blitze im Wetter oder auch nur wie Funken eines Feuerwerkes oder auch wie die Flammen eines Brandes zucken seine Einfälle. Blitze und Funken und Flammen gehören nicht in die Halle des ruhigen kalten Lichts. Er ist kein Philosoph!"

Bruno und Spinoza vertraten die Meinung, dass ein Philosoph ohne Schande auch ein Dichter sein könne; doch die Mehrheit, die deutschen Philosophieprofessoren an der Spitze, schien sich gegen Nietzsche zu wenden.

Da trat ein unscheinbarer Mann aus dem Winkel heran und blickte mit fröhlichen Augen über die streitende Tafelrunde; er trug ein schlechtes Gewand, hatte eine hässliche kleine Nase und einen glänzenden kahlen Schädel. Sokrates war's, und alle schwiegen.

„Ei, meine lieben Herren," sagte Sokrates und machte sich's auf dem seidenen Polster eines goldenen Stuhles bequem, „heute ist es mir lieb, dass ich ohne mein Verdienst Mitglied dieser Tafelrunde geworden bin. Ich wusste immer, dass ich nichts weiss; ihr aber wisst offenbar alles, so teilt mir doch gütigst von euerem Ueberflusse mit! Ihr wollt den ehrgeizigen Geist da draussen nicht hereinlassen, weil er kein Philosoph ist. Habt ihr darin recht, so kann man euch nicht tadeln; denn in die Halle der Philosophen gehören wirklich keine anderen Menschen. Da ihr ihm nun aber diese

Ehrenbezeichnung absprecht, so wisst ihr sicherlich ganz genau, was ein Philosoph ist. Wie mich das freut! Da werde ich es auch endlich erfahren. Ich habe es bisher nicht gewusst. Ich habe Zeit meines Lebens nur mich und die anderen Menschen ausgefragt. Die Sehnsucht nach dem Wissen war meine ganze Philosophie, die Liebe zur Weisheit. Ihr aber scheint das Wissen selbst zu besitzen. Oder kommt es auf das wahre Wissen an? Dann muss ich weiter fragen, woran die Wahrheit recht sicher zu erkennen sei. Es ist doch nicht möglich, dass es so viele Wahrheiten gebe, wie wir hier Genossen beieinander sind! Auch die Menge des Wissens kann doch unmöglich die Philosophie sein, weil doch sonst jeder wackere Oberlehrer, wie man wohl die Schulmeister da unten gegenwärtig nennt, ein grösserer Philosoph heissen müsste als mein alter Freund Platon. Oder ist Philosophie die Wissenschaft in Begriffen? Aber just wie wir zu den Begriffen kommen, das habe ich niemals begreifen können. Mein lieber Nachbar Schleiermacher hat mir gar erklärt, Philosophie sei das höchste Denken mit dem höchsten Bewusstsein. Wenn mir doch jemand sagen könnte, was dieses für uns so wünschenswerte Bewusstsein im Grunde ist! Ich bin gewiss altmodisch mit meinen vielen Fragen. Ihr aber habt mich aufgenommen, der ich nichts konnte als fragen und immer wieder fragen; und wenn ihr dem Fragenden da draussen die kristallene Pforte nicht öffnet, so habt ihr auch mir zu ver-

stehen gegeben, dass ich unwürdig sei so weiser Genossen. Auch der Harrende da draussen hat, wo der Hochmut ihn nicht verführte, nicht gewusst und immer nur gefragt. Mit dem Einsatz seines Lebens ist er fragen gegangen. Als ein Wanderer und als ein Bettler hat er nach der Wahrheit gefragt, überall, und überall hat man ihm die Türen versperrt wie hier. Mit dem Einsatz seines Kopfes hat er nach den Rechten der alten Begriffe gefragt, nach dem Wert der alten Tafeln. Er hat kein Recht und keinen Wert gefunden. Da ist er ein immer wilderer Frager geworden, hat zum Hammer gegriffen und hat mit dem Hammer bei den Begriffen angepocht. So hat er mit dem Hammer philosophiert. Ist es ganz gewiss, dass der Hammer ein schlechtes Werkzeug für das Philosophieren ist? Und war es seine Schuld, wenn sein Hammer stärker war als die Begriffe? Wer hat denn den Begriffen ein ewiges Leben verbürgt?

Ich weiss so wenig von dem Harrenden da draussen. Ich spreche auch nicht für ihn; denn das Wort des Unwissenden kann keine Bedeutung haben für die Ohren der Wissenden. Wenn aber einer ein Recht hat auf einen Platz in unserer Mitte, so scheint es mir bescheidenem Manne gerade der wildeste Frager zu sein, der da draussen, der schliesslich seinen eigenen armen Kopf als den letzten Hammer zerschellte an der Welt. Der seine alte Vernunft und seine alte Tugend und sein altes Wissen hinwarf für

das Einzige, für seine Sehnsucht nach neuen Werten. Einen Antichrist habt ihr ihn genannt? Einen Immoralisten? Was gelten diese Worte in unserer Halle? Ist die Halle des ruhigen kalten Lichts nicht aufgebaut worden hoch über den Menschen, ihren Religionen, ihren Staaten und ihrer Moral? Verzeiht, wenn ich gesprochen habe! Ich wusste es nicht besser."

Alle schwiegen, und die kristallenen Pforten wurden aufgetan. Hoch aufgerichtet, mit lachenden Augen, leichten Schrittes wie ein Tänzer wollte der Harrende eintreten, ein Unsterblicher die Unsterblichen zu grüssen. Da drängte sich der Schatten des Menschen Nietzsche, der eben auf der Erde gestorben war, unheimlich heran und wollte sich wieder vereinigen mit seinem Geiste, der schon seit zehn Jahren unter den Seligen weilte. Den Harrenden schauderte vor der Berührung.

„Was willst du hier? Soll ich auch hier noch an dich gefesselt sein? Ich will nicht! Ich bin freier als du! Du mit deinem Erdengeruch und deiner Menschensprache, du mit deinen Leiden und Freuden, du mit deinem Uebermenschentum und der Wahnsinnskrankheit, du magst eintreten in die Halle der Unsterblichen. Götzendämmerung! Ich bin freier als du, ich werfe auch die Unsterblichkeit von mir."

Noch sprach Sokrates:

„So bist du unser. Weil noch etwas von dir lebte, wolltest du. Wolltest du Nachruhm, woll-

test Unsterblichkeit, sahest die höchste Halle des kalten Lichtes. Das war die letzte Menschentäuschung . . ."

Sokrates verschwand und mit ihm die Halle aus Lichtkristallen und ihre Bewohner, und der Schatten des Menschen. Nietzsche kehrte zur Erde zurück, den Gesetzen der Erde zu gehorchen und sich in seine Atome aufzulösen. Ein warmes, lebendiges Licht breitete sich über die Himmel aus, und der harrende Geist war wieder allein, einsam unter Einsamen. Er sprach nicht mehr, er fragte nicht mehr. Nur noch zu schauen vermochte er. Und wie aus Felsenhöhlen blickten die ernsten Augen unter den dichten Brauen hervor, hinunter auf die ferne Erde.

Die Augen sahen die beiden Tiere Zarathustras, den Adler und die Schlange, das scharfsichtigste Tier und das böseste Tier. Ohne zu sprechen, ohne zu fragen, ohne zu wollen, betrachtet der harrende Geist den Kampf der beiden Tiere. Ewig wird er zuschauen, und niemals wird er erfahren, ob der Adler die Schlange besiegt hat oder die Schlange den Adler.

TOTENGESPRAECHE

XI

BISMARCK

OKTOBER 1905

Feldherrnhalle. Ein hoher, sonnenheller Raum ohne dekorativen Schmuck. Eiserner Stil. Tische und Stühle aus verschiedenen Zeiten. Die Männer tragen ihr historisches Kostüm. Törichte Besucher könnten glauben, hinter die Kulissen eines Ausstattungsstückes zu blicken. Aber törichten Besuchern ist der Zutritt verboten. Und keiner von diesen Männern wartet auf ein Stichwort, das von aussen käme. Ein Arzt könnte glauben, den gemeinsamen Saal eines Irrenhauses zu sehen. So sehr ist jeder der Männer nur mit sich selbst beschäftigt und seiner fixen Idee; und so unruhig rennen die einen wie gefangene Raubtiere hin und her, so stier blicken die Einsamen ins Leere, so wild gebärden sich andere bei ihrem Spiel. Doch auch den Aerzten ist der Zutritt verboten. Von der Strasse her ertönt Kriegsmusik. Nach den ersten Takten von „Heil dir im Siegerkranz“ wird abgeklopft, die „Kutschkepolka“ lärmt herein. Der feste Tritt preussischer Grenadiere. Sodann Kürassierstiefel. Der alte Wilhelm führt Bismarck in die Halle.

WILHELM: Da haben Sie ihn, meine Herren. Da hast du ihn, Fritz, meinen Handlanger. (Allgemeines Murren.) Wollte ihn zuerst in der Schreibstube der Diplomaten abgeben. Bismarck wollte nicht. Dann bewarb sich eine De-

putation der hm — verfluchte Phrasen — der führenden Geister um ihn. Die Leute von den gefährlichen Denkmälern. So ein Luther, so ein Goethe. Bismarck wollte nicht. Brummte beide Mal, frech und submissest wie immer, etwas von Tinte. Nach der Feldherrnhalle also, wo ich selbst nicht gross mitzureden habe. Hat wieder einmal seinen Willen durchgesetzt. Darf er herein?

NAPOLEON: Er ist ja da. In der Feldherrnhalle gibt es weder monarchischen Willen noch Abstimmung. Willkommen, Fürst Bismarck.

BISMARCK (in militärischer dienstlicher Haltung): Ich danke, Sire.

ALEXANDER: Willkommen, Bismarck! (Ein Schauer fliegt über Bismarcks bleiches Gesicht, heiss bis zu den Augen.) Du glaubst gar nicht, wie wir uns freuen, wenn so frisches Blut, fast noch lebendiges Blut, hier heraufkommt. Es ist doch ein Jammer, kein Blut mehr zu fühlen, kein Blut mehr zu sehen. Das hat mir Homeros schon vorausgesagt.

DER ALTE FRITZ: Auch nur so ein Federfuchser. Homer! Und steht heute noch da unten in lebendigerer Wirkung als wir alle. Ein Dichter, messieurs. Einer von den führenden Geistern, messieurs. Willkommen, Bismarck. Erzähl er was von Preussen.

BISMARCK: Zu Befehl, Majestät. Nur einen tiefen Atemzug möchte ich vorher gehorsamst erbeten haben. Pardon. Ich habe eben den Tod hinter mir. Es war hart. Er war stärker als



ich. Ich wollte nicht. Ich musste sterben. Jetzt weiss ich's besser. O, Tod, wie schön bist du. Niemand hier, niemand, so weit das Auge reicht, der zum amtlichen Gesindel gehört. Uff!

ALEXANDER: O, Leben, wie schön warst du. Bismarck, geselle dich zu mir. Du bist ein trinkfester Mann und bist herrlich von Gestalt, trotzdem du kahl bist wie Julius Cäsar. Die andern sehen alle Spinnen gleich. Ich möchte dein Freund sein.

BISMARCK: O, Tod, wie schön bist du.

GUSTAV ADOLF: O, Leben, wie schön warst du

DER ALTE FRITZ: Dergleichen Sentiments werden hier oben ausgetauscht, wenn Stallknechte und Regierungsräte heraufkommen. Von ihm möchte ich was Gescheiteres hören. Womöglich die Wahrheit. Was macht Preussen?

BISMARCK: Ich bin Partei. Doch auch mein alter Herr schüttelt den Kopf.

ALEXANDER: Da werden sie uns wieder langweilen, Freund Cäsar, mit neuen Namen von neuen Reichen. Ich habe soviel Reiche zertrümmert, dass ich nicht Zeit hatte, ihre Namen zu merken. War vielleicht schon so ein Frankreich mit dabei, oder so ein Preussen.

CAESAR: Du irrst in der Geographie, mein lieber König Alexander. Ueber Frankreich hättest du dich aus meinen Memoiren belehren können. Preussen hat's auch in meinen Kriegstagen noch nicht gegeben.



GUSTAV ADOLF: Zu meiner Zeit nannte man es noch das kleine Brandenburg. Und seine königliche Majestät, Friedrich der Zweite in Preussen, würde uns alle verbinden, wenn er das jüngste Mitglied unserer Halle nicht bei einem so beschränkten Gegenstande festhalten wollte. (Bismarck trommelt auf dem nächsten Marmortisch „Ich bin ein Preusse".)

ALEXANDER (der ihn falsch versteht): Du bist durstig? Setz dich zu mir. Hier steht ein Krug Griechenwein, der nie versiegt.

BISMARCK: Und kein Arzt, der mir's verbietet! O, Tod! Prosit, König Alexander.

DER ALTE FRITZ: Eh bien! Wenn ich nicht politisieren darf, messieurs, so werde ich philosophieren.

NAPOLEON: Der Salomon des Nordens.

DER ALTE FRITZ: Jawohl, und monsieur Voltaire hat mich so genannt, Herr Franzos. Ich wäre curieux zu erfahren, aus welchem zureichenden Seelengrunde Herr von Bismarck seine Kriege geführt hat.

WILHELM (bescheiden und freundlich): Immer die alte Chose. So wie Sie auftreten, lieber Bismarck, eklipsieren Sie mich, als ob ich und Moltke nicht mit dabei gewesen wären.

BISMARCK: Wo ist denn Graf Moltke?

WILHELM: In der Bibliothek. Arbeitet an einer verbesserten Ausgabe des Generalstabwerks.

BISMARCK: In usum Delphini.

WILHELM: Aber nicht für die Jugend, bitte. Wollte sich übrigens nicht eklipsieren lassen.

DER ALTE FRITZ: Willem, du warst ein prächtiger König. Du hast mir viel Freude gemacht, hätte dir vielleicht ein Korps anvertraut. Waren aber doch seine Kriege mordieu. Ich möchte also erfahren, wie Herr von Bismarck dazu kam, 100 000 Menschen ums Leben zu bringen. Keine Predigerfrage, ça va sans dire. Die Sache ist aber doch merkwürdig. Bei uns Königen gehört's zum verfluchten métier. Die Herren Cäsar und Napoleon wollten so etwas wie Könige werden. D'accord. Herzog Wallenstein hatte nichts anderes gelernt, als das Kriegshandwerk. Er gründete eine Kriegsfabrik anstatt einer Stiefelfabrik. Alles ganz klar. Aber Herr von Bismarck war kein König, wollte keiner werden, war nicht Soldat und wollte keiner werden, war kein Fabrikant und wollte keiner werden und hat dennoch drei Kriege geführt, so elegant wie ein Quatrain von Voltaire.

BISMARCK: Zu Befehl, Majestät. Majestät erweisen mir zu viel Ehre. Nur als getreuer Diener meines gnädigsten Herrn . . .

NAPOLEON: Fürst, vergessen Sie nicht, dass Sie tot sind. Das da haben Sie hier nicht mehr nötig. Und mit Erlaubnis der Herren will ich die Frage der preussischen Majestät anstatt des Fürsten Bismarck beantworten. Austoben wollte er sich, sich ausleben, sein eigenstes Leben leben. Was wäre das sonst für ein Dasein.

Als Offizier: schuhriegeln und geschuhriegelt werden. Als Privatmann: betrügen und betrogen werden. Als Beamter: drücken und gedrückt werden. Und wenn's hoch kommt: ein Herrenhaus bewohnen und auf die Hasenjagd gehen. Es gibt Männer, die nicht satt werden davon, dass sie sich den Magen vollschlagen. Die den Kampf suchen mit aller Welt, um die Welt. Raufen. Nicht mit Hinz und Kunz, mit Königen, hinter denen 100 000 Bajonette stehen. Europa durcheinander rühren, als wär's ein Ameisenhaufen. Den Königen Ziehzeit ankündigen. Natürlich auch da: stossen und gestossen werden. Doch der eigene Stoss immer der stärkere. Bis Europa wackelt. Und die anderen Kontinente den Atem anhalten. Und wissen, dass man Völker aufrüttelt, wenn man mit der Faust auf den Tisch schlägt. Und nur ein Bedauern: dass die Erde so klein ist, dass man keinen andern Planeten seine Faust fühlen lassen kann. Und alles aus sich selbst. Ohne königliches Blut. Was, Fürst? Wir haben's erlebt.

BISMARCK (erst leise, dann lauter und fester): Ich fürchte, Sire, es ist etwas Wahres an dieser Schilderung. So etwas brauste wohl in mir. Im Anfang. Ein Rausch, so süss wie der, den der Griechenwein des Königs Alexander mir schenken wird. Dann aber kam es anders. Nur dass ich mir über den zureichenden Grund keine Rechenschaft geben kann. Kaiser Barbarossa und alte Burschenlieder sind keine zureichen-

den Gründe. Ich weiss nicht, wann zuerst der Gedanke bewusst wurde. Vielleicht nie. Vielleicht erst nachher. Der Gedanke an eine Aufgabe, die mir gestellt war.

DER ALTE FRITZ: Aufgabe? Von der göttlichen Vorsehung? Er ist doch kein Pfaff?

BISMARCK: Ich weiss nicht. Meine Arbeit hat mir keine Zeit gelassen, über diese Dinge nachzudenken. Auch Kraft kann Aufgaben stellen. Das Ziel sahen viele. Den Traum zur Wahrheit zu machen, den Traum des Kaisers Barbarossa und unserer Burschenlieder. Deutschland! Die Professoren von 1848 waren Kinder. Nicht wegen des Wortes Republik. Worte sind immer dabei. Aber sie kannten die Wirklichkeit nicht. Ein Werk der Wirklichkeit, so gross wie meine Kraft. Mein gnädiger Herr und ich waren auch durch ein Wort getrennt. Er sagte immer: Preussen. Und ich dachte immer deutlicher und deutlicher: Deutschland. Der Traum unserer Burschenlieder war 100000 Tote wert.

BARBAROSSA (aus dem Dunkel des Hintergrundes): Ich grüsse dich, mein Sohn Bismarck!

JULIUS CAESAR: Wie diese Namen vergänglich sind. Wir sagten: Rom.

GUSTAV ADOLF: Wir sagten: Evangelische Freiheit.

NAPOLEON: Ist ja alles nicht wahr. Ich frage den König Alexander, ich frage den Kaiser Julianus, ich frage den Herzog Wallenstein: Haben die Herren je eine andere Trieb-

feder bei ihrem Handeln gefühlt, erlebt oder entdeckt, als den Egoismus? Ehrgeiz, Ruhmeswahnsinn, alles nur besondere Formen des Egoismus. Diese Fahnenworte, diese Rednerworte habe auch ich in die Welt geworfen, so oft die Lebensstunde es verlangte. Hier sind wir darüber hinaus. Hier brauchen wir keine Manifeste mehr. Fürst, stecken Sie die grossen Worte in die Tasche.

ALEXANDER: Gib nach, Bismarck. Unser Leben ist vielleicht wirklich nur ein Rausch gewesen.

JULIANUS: Gib nach, Bismarck. Ich war doch ein leidlicher Feldherr. Aber mir ging's wie der Majestät Friedrich in Preussen. Ich hätte nach meiner Herzensneigung lieber berühmte Schriftsteller nachgeahmt, hätte mir nicht der Ruhm Alexanders und Cäsars glänzender vorgeleuchtet. Erfunden hätte ich das Kriegführen nie.

GUSTAV ADOLF: Weil deine Sache schlecht war, Apostat.

JULIANUS: Schweig still, du Christ. Konstantinus war der Apostat, nicht ich.

ALEXANDER: Bitte, meine Herren, nicht zanken.

WALLENSTEIN: Zu meiner Zeit war auch schon von Deutschland die Rede und selbst von der deutschen Freiheit, womit die deutschen Fürsten die Anarchie meinten. Ich kann mich jedoch beim besten Willen nicht erinnern, dass der Gedanke an Deutschland jemals mit

meinen Resolutiones etwas zu tun hatte. Geben Sie nach, Fürst Bismarck.

BISMARCK (tritt ruhig an den Tisch heran, wo Wallenstein seine astrologischen Rechnereien eben unterbrochen hat; er legt die Hand auf ein Astrolabium und sagt): Condottiere!

NAPOLEON: Ich auch? Ich am Ende auch? Auch nur ein Condottiere? Und ich habe doch die Fahne Frankreichs immer nur entrollt, wenn ich was Eigenes wollte. Condottiere also?

BISMARCK (geht ruhig bis dicht vor Napoleon): Corse!

NAPOLEON: Plait-il? Che cosa vuole?

BISMARCK: Wenn Sire nicht eine Majestät wären, so dass der Begriff sujet keine Anwendung auf Sie duldet, so würde ich mir gehorsamst erlaubt haben, Sire einen sujet mixte zu nennen, der für meine Empfindung kein Verständnis besitzen kann.

NAPOLEON (rennt umher, als suchte er nach einem Feuerhaken, einem Messer oder einer Bombe): Was wagt der Mensch zu sagen? Was will er damit sagen?

BISMARCK (stützt sich ruhig auf seinen Kürassiersäbel): . . . Dass Sire zwar ein Genie, übrigens aber ein vaterlandsloser Mensch waren. (Napoleon schreit mit so hoher Stimme, dass er unverständlich wird. Die Könige reden durcheinander auf Bismarck ein. Alle italienischen Soldaten scharen sich um Napoleon. Hannibal stellt sich lachend neben Bismarck. Die Säbel

rasseln. Im Hintergrund eine Riesengestalt, die Bismarck für ein Steinbild gehalten hatte. Das Steinbild hebt die Hand und öffnet den Mund.)

MOSES: Haltet Ruhe! Still, alte Eisen!

BISMARCK: Donnerwetter, auch hier Semiten. Hannibal und Moses. Hätte mir's denken können.

NAPOLEON: Blague! Die ganze Komödie hat ja doch keinen Zweck mehr. Habe selbst vergessen, dass wir tot sind. Doch zur Strafe für seine Impertinenz soll der Fürst uns jetzt erzählen, warum er sich so ruhig hat fortjagen lassen. Warum er nicht rebelliert hat. Zu Pferde steigen, sich an die tête seiner Partei stellen und den Kampf aufnehmen mit der legitimen Macht. So hab ich's von ihm erwartet. Herrschen oder untergehen, das wäre der richtige Ausgang gewesen. Poetisch. Romantisch.

WILHELM: Na nu? Mein Bismarck?

WALLENSTEIN: Ich hab's auch so erwartet. Soldatenrache nehmen an einem Kaiser.

WILHELM: So antworten Sie doch, Bismarck! So sagen Sie doch diesem Aventurier, dass so etwas nie in Ihre Gedanken kommen konnte.

BISMARCK (atmet schwer und blickt, ohne den Kopf zu bewegen, nacheinander auf Napoleon, Wallenstein und den Kaiser Wilhelm): Doch. In die Gedanken kam's. Als ein Bild. Wie Mord, Treubruch in die Vorstellung kommen kann. Aber den Willen, den Willen zur Rebellion, mein gnädiger Herr, hatte ich nicht einen Augenblick.

WILHELM (muss sich niedersetzen): In die Gedanken kam's ihm doch!
NAPOLEON: Und warum nicht zur Tat, sacre nom de Dieu?
DER ALTE FRITZ: Sire, das verstehen nur wir Könige. Die Treue verbot ihm, etwas Starkes gegen seinen Herrn zu tun. Diese schöne, unbezahlbare Erziehung zur Treue. Sieben Jahre lang haben sich die Kerls von mir gegen die feindlichen Kanonen führen lassen. Widerwillig, hungrig, aufgerieben. Manche hunderttausend Mann. Und keiner hat sich umgekehrt und mich niedergeschossen. Voilà. Die Treue ist die beste Erfindung der Könige. Wir halten die Kleinen und Dummen mit Titeln und Orden; die Grossen und Klugen halten wir mit der Treue (abscheulich kichernd) und mit unserem Dank für ihre Treue.
BISMARCK (seine Brust arbeitet mächtig, Tränen sind ihm in die Augen getreten. Er bezwingt sich.): Ich bitte Majestät gehorsamst, nicht zu lachen, nicht über Hundetreue zu lachen. Auch hier nicht. Auch hier gäbe es was zu zerschlagen. Treue war in mir. Treue gegen meinen gnädigen Herrn, der auch mir treu gewesen war ein Leben lang. Doch Treue allein hielt mich nicht zurück.
DER ALTE FRITZ: Der Wein des Königs Alexander scheint capiteux zu sein. Der Herr von Bismarck nimmt sich viel heraus. Nunu, er hat viel geleistet. Ausser der Treue, die ich also zu schätzen weiss, hielt ihn wohl

seine rare Klugheit vor der Rebellion zurück. Er wusste, dass keine hundert Anhänger mit ihm gegen das Berliner Schloss gezogen wären. Es hätte ihm den Kopf gekostet.

BISMARCK: Auch das ging mir durch die Gedanken. Doch das hätte mich nicht zurückgehalten.

ALEXANDER: Was denn, mein gefreundeter Bismarck? Sag's mir zuliebe.

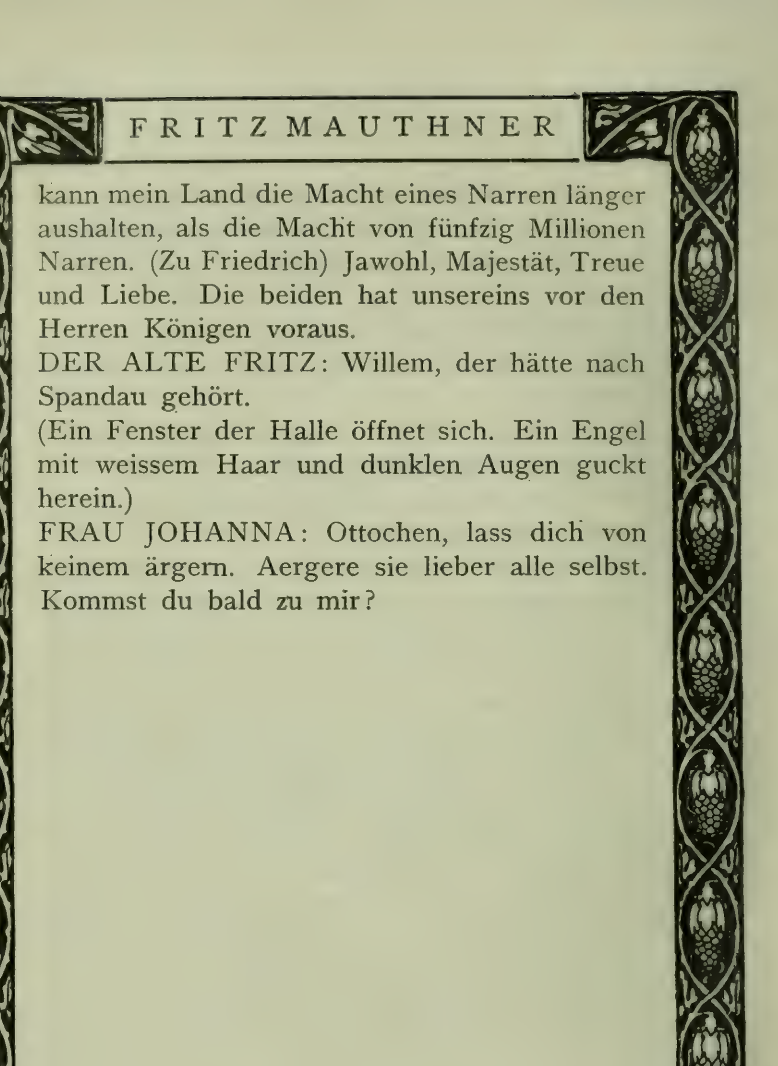
BISMARCK: Du hast das Wort gesprochen, König Alexander. Liebe.

NAPOLEON: Ah, haben wir den Deutschen. Sein blondes Gretchen. Seine Frau Johanna.

BISMARCK: Johanna hätte Rebellion nicht verstanden, hät's nicht ertragen. Doch dessen dacht ich eben nicht. Von dieser Liebe sprechen wir nicht gern, Sire, wir Deutschen. Die leben wir, Sire. Deutschland habe ich geliebt, das Deutschland des Kaisers Barbarossa, das Land meiner Burschenlieder. Liebe zu meinem Lande hat mich so monarchisch gemacht, dass ich ohne Rebellion, beinahe still meiner Wege ging. Vernunft macht den Republikaner. Vernunft will alles auf ihren Kopf stellen. Mein Land hat die Monarchie nötig, mögen die Monarchen ausfallen wie's kommt. Selbst die Regierung eines Genies kann es eher aushalten, als die Regierung von hundert genialen Rednern.

DER ALTE FRITZ: Willem, das geht auf mich!

BISMARCK: Beliebte es Gott einmal, einen Narren selbst zum Monarchen zu machen, so

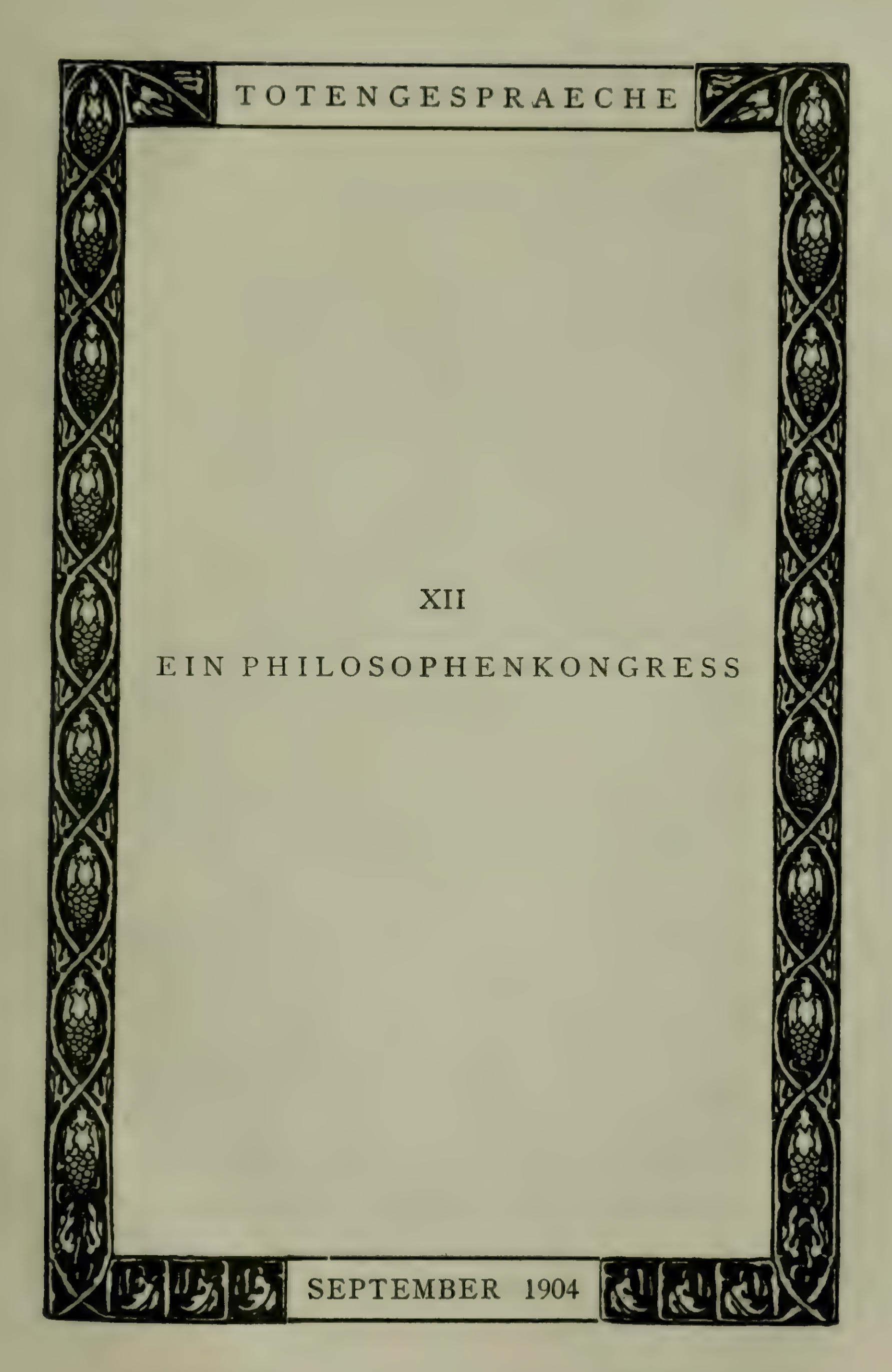


kann mein Land die Macht eines Narren länger aushalten, als die Macht von fünfzig Millionen Narren. (Zu Friedrich) Jawohl, Majestät, Treue und Liebe. Die beiden hat unsereins vor den Herren Königen voraus.

DER ALTE FRITZ: Willem, der hätte nach Spandau gehört.

(Ein Fenster der Halle öffnet sich. Ein Engel mit weissem Haar und dunklen Augen guckt herein.)

FRAU JOHANNA: Ottochen, lass dich von keinem ärgern. Aergere sie lieber alle selbst. Kommst du bald zu mir?



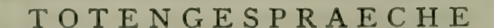
XII

EIN PHILOSOPHENKONGRESS

Im Klubhause der himmlischen Philosophen gab es unauslöschliches Gelächter. Seit dem Tage, an welchem in diesen Räumen der Herrscher im Donnergewölk Zeus und die übrigen Götter das sprichwörtlich gewordene homerische Gelächter angestimmt hatten, war in den Gefilden der Seligen ein so tosendes Lachen nicht vernommen worden. Die jüngeren Herren waren freilich nicht so laut. Kant lachte nur still in sich hinein. Spinoza lachte vorsichtig wie ein Schwindsüchtiger, der sein Leben lang gewöhnt war, seinen Körper und seine Seele vor Erschütterungen zu bewahren. Aber die alten Griechen! Sie kreischten und schrien wie glückliche Kinder, denen im Zirkus der lustigste Schwank vorgeführt worden ist. Sokrates hielt sich das Bäuchlein, und helle Tränen der Lust liefen ihm die Wangen hinunter. Bei Herakleitos, der noch niemals seit Jahrtausenden seinen Ernst verloren hatte, kam es zu einer Explosion des Lachens. Demokritos hatte sich hintenüber geworfen und schnappte nach Luft.

Petrus steckte seinen Kopf zwischen den Vorhängen herein. Gottvater lasse fragen, was es gebe. Der Himmel sei grossem, heiligem Lachen nicht gram.

SCHOPENHAUER (da kein anderer vor Lachen antworten kann): Die Philosophiepro-



fessoren der Professorenphilosophie der „Jetztzeit“ sind vergnügt zusammengekommen und nennen das einen Philosophenkongress.

SOKRATES: Und eben wurde eine Debatte über Realismus und Idealismus — ich kann nicht mehr — unterbrochen, weil — .es ist wirklich wahr — weil die Herren Philosophen sich lieber für eine illustrierte Zeitung photographieren liessen! Ach, Platon, hilf mir! Ich kann nicht mehr!

Petrus zog sich zurück, und bald darauf erklang von fern, wie ein Pelotonfeuer fortschreitend durch die ewigen Räume, das seltene Lachen der himmlischen Heerscharen. Und dann ein leises, tiefes, unendlich gütiges, lachendes Donnern aus dem Abgrund des Himmels.

Im Klubhause gab es einen kleinen Schrecken. Demokritos schien ersticken zu wollen. Er war schon ganz blau im Gesicht. Einige Aerzte der skeptischen Schule und andere Aerzte von den arabischen Philosophen wollten ihm beispringen und begannen, über die richtige Behandlungsart zu streiten. Darüber fanden die himmlischen Philosophen ihren heiteren Ernst wieder. Und also sprach

SOKRATES: Es ziemt uns vor anderen seligen Geistern, uns Rechenschaft zu geben von unserem Tun, auch von unserem Lachen. Warum haben wir eigentlich so unbändig gelacht? Nicht unnützlich scheint mir diese Frage.

SCHOPENHAUER: Wir haben über einen Witz gelacht. Blitzschnell, mein lieber Meister,

hat unsere Vernunft die Unverträglichkeit der beiden Begriffe „Philosoph“ und „Kongress“ aufgefasst. Es ist ein Witz an sich, es ist paradox, sich gegen hundert gleichzeitig lebende Menschen vorzustellen, die sich Philosophen nennen. Unter den Menschen des Alltags, unter dieser Fabriksware der Natur sind die wirklichen Philosophen, als welche sich von den Spassphilosophen unterscheiden wie Gold von Messing, so rare Erscheinungen, dass nicht immer ein ganzer Philosoph auf jedes Geschlecht der Menschen kommt. Glücklich schon das Menschengeschlecht, wenn einmal ein greiser Philosoph vor dem Scheiden dem jungen Nachfolger die Hand reicht, wenn Sokrates und Platon einige Jahre nebeneinander auf der Erde wandeln. Die Vorstellung, teurer Meister, dass Sie einem griechischen Philosophenkongress hätten präsidieren können, ist komisch.

SOKRATES: Andere Zeiten, andere Sitten. Die Worte oder Begriffe wandeln ihre Bedeutungen. Wir haben uns noch den Kopf darüber zerbrochen, was Philosophie sei, ihrem Wesen nach sei. Jetzt fragen die Herren bescheiden nur, was Philosophie heisse, in der gegenwärtigen Sprache heisse. Sie, mein guter Schopenhauer, haben mit heissem Kopfe untersucht, wer ein Philosoph sei, wirklich sei. Die Herren unten wollen nur wissen, wer sich nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch einen Philosophen nennen dürfe. Nach unserer offenbar veralteten Sprachgewohnheit ist ein Philo-

sophenkongress nur hier möglich, in den Gefilden der Seligen. Wenn es aber unten jetzt in der Tat viele hundert Leute gibt, die allgemein Philosophen genannt werden, so haben wir eigentlich nur über den gegenwärtigen Sprachgebrauch gelacht. Wissen die Herren, was für eine Menschenart der Name Philosoph gegenwärtig bezeichnet?

HUME: Bei uns nennt sich einen Philosophen, wer über sein Geschäft nachdenkt. Wer die fettesten Ochsen gemästet und gut verkauft hat, und sich dann darüber wundert, dass er die Ochsen so fett gekriegt habe, der heisst ein Philosoph. Der Nichtphilosoph wundert sich nie.

DESCARTES: Bei uns nennt man den einen Philosophen, der weder auf die alten Dogmen noch auf die neuen Schlagworte schwört. Wer nein zu sagen wagt, wo die kompakte Majorität ja gesagt hat, der heisst bei uns ein Philosoph. Ein Narr auf eigene Faust.

BRUNO: Bei uns heisst schon ein Philosoph, wer ein bisschen weiter denkt, als die Befriedigung seiner Bedürfnisse erfordert.

LAOTSE: Bei uns ist's umgekehrt. Uns heisst ein Philosoph, wer sein Denken auf das einschränkt, was innerhalb seiner Haut vorgeht.

SOKRATES: Da mag es freilich in Engelland und im Frankenreich, im Lande Italia und im Reiche der Mitte gar viele Philosophen geben. Wie aber steht es um das Volk der Denker? Um die Deutschen? Nein, mein guter Schopenhauer, Sie sind immer noch zu hitzig. Gern hätte

ich die Meinung unseres verehrten Kant vernommen.

KANT: Ach, mein lieber Freund und Meister, in Deutschland ist man mit der Bezeichnung nicht so freigebig wie anderwärts. Da darf sich nicht ein beliebiger Ochsenzüchter oder Menschenfreund einen Philosophen nennen. Die gute Polizei würde ihn wegen Anmassung eines falschen Titels schon bestrafen. Bei uns heisst ein Philosoph, wer den Titel nach den Vorschriften der zuständigen Polizei erworben hat. Zwei Rangstufen des Titels gibt es. Man kann Doktor der Philosophie heissen, aber auch Professor der Philosophie. Der Doktor der Philosophie hat furchtbar viel gelernt, doch immer nur das, was unter einer Rubrik beisammen steht. Fachwissen nennt man's. Griechische oder gotische Formenlehre oder Geschichte oder die letzte Klassifikation der Pflanzen. Für das sogenannte Examen (eine polizeiliche Einrichtung) hat der Doktor der Philosophie zu seinem Schmerze alle unsere Namen, die wir hier beisammen sind, die Jahreszahlen, auch die Namen unserer Hauptwerke auswendig zu lernen. Vier Wochen später und bis an sein Lebensende weiss er von diesen Dingen nichts mehr. Uebrigens nennt sich der Doktor der Philosophie niemals einen Philosophen. Darüber würden Kälber lachen. Ein Philosoph ist, wem der Titel eines Professors der Philosophie zusteht. Die polizeiliche Einrichtung, durch welche man Professor der Philosophie werden

kann, heisst Habilitation. Wer den Titel mit einiger Sicherheit erwerben will, der hütet sich davor, sich mit den Zielen der Philosophie zu beschäftigen. Er widmet sich vielmehr der Geschichte der Philosophie, irgend einem kleinen Ausschnitt aus der Geschichte der Philosophie. Unsere verloren gegangenen Bücher und Papiere sind besonders beliebt. Und was der eine Professor der Philosophie geschrieben hat, das muss der andere gelesen haben. Das ist die Hauptsache. Ich weiss nicht, aber ich habe für diese Dinge niemals Zeit übrig gehabt.

SPINOZA: Ich auch nicht.

SOKRATES: Wahrhaftig, ich auch nicht. Aber, meine lieben Herren, es ist doch nun klar geworden, dass die Philosophen, die unten einen Kongress abhalten, ganz anderer Art sind als die Freunde der Weisheit hier an dieser Tafelrunde.

MONTAIGNE: Möchte nur wissen, wie meine Landsleute, die närrischen Weltverbesserer, sich mit den gelehrten deutschen Professoren auf dem Kongress verständigen. Kein Wort ist ihnen gemeinsam.

SCHOPENHAUER: Habilitation!

SOKRATES: Zum zweiten Male vernehme ich dieses Wort. Ich verstehe es nicht. Ich bedauere, dass wir keinen einzigen Philosophen aus der lateinischen Römerzeit unter uns haben. Etwas zu übersetzen wäre er gut genug.

PLATON: Der strebsame Kikero streicht

immer um den Eingang herum. Er wird sich nicht lange bitten lassen. Kikero!

CICERO (eilt herein): Welche Ehre! Welches Glück!

SOKRATES: Sie sollen uns nur sagen, was das lateinische Wort Habilitation in unserer Sprache bedeutet.

CICERO: Es ist kein gut lateinisches Wort. Ich habe es niemals gebraucht. Es ist abgeleitet von dem guten Worte habilis, das etwa „bequem, geschickt, gewandt, geeignet, lenksam, behend, geschmeidig" bezeichnet.

PLATON: Brav, mein lieber Kikero. Sie können wieder abtreten.

CICERO: Meine Herren, können Sie mich denn in Ihrem Klub gar nicht brauchen? Als Bibliothekar? Als Festredner? Als Garderobier?

SOKRATES: Nein, mein lieber Herr Kikero. Doch Sie brauchen die Hoffnung nicht aufzugeben. Auch in den Gefilden der Seligen ist die Mode nicht ganz unwirksam. Vielleicht lernen wir Sie einmal mit anderen Augen sehen. Einstweilen melden Sie sich doch unten beim Philosophenkongress. Man wird Sie ehren wie einen Minister.

CICERO: Beugen Sie meinen Römerstolz nicht zu tief. Lieber ein Bettler vor der Tür des Sokrates als der Ehrenpräsident eines Philosophenkongresses. (Geht mit langen Schritten ab. Kant singt nach der Melodie „Was kommt dort von der Höh'" etwas vom „ledernen Kikero").

SOKRATES: Lieber Kant, ich werde Sie zu einer Nektarkanne verurteilen müssen. Wollen wir nicht zum Gegenstand unserer Plauderei zurückkehren? Als die Philosophen noch ganz vereinzelt auftraten, konnten sie keinen Stand bilden, keine Berufsklasse. Jetzt gibt es, wie wir nun gehört haben, viele hundert Philosophen oder Philosophieprofessoren. Sie haben also ganz recht, wenn sie wie andere Stände ihre Standesinteressen wahren, wie die Fabrikanten, die Hausbesitzer, die Schauspieler, die Schornsteinfeger, kurz wie andere Leute, deren Beschäftigung für nützlich gehalten wird. Und wenn es ihren Interessen besser entspricht, sich photographieren zu lassen, als über Realismus und Idealismus zu disputieren, so müssen sie sich eben photographieren lassen.

SCHOPENHAUER: Und essen und trinken zu Ehren der Philosophie, bis . . .

SOKRATES: Von Philosophie ist ja nicht die Rede. Nur von den gemeinsamen Interessen der Herren, die nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch Philosophen heissen. Und dann! Warum sollten auch bessere Männer — es sollen einige gute Köpfe unter ihnen sein — sich nicht einmal bei einem Gastmahl vereinen? Weisst du noch, mein Platon, unser schönes Gastmahl . . .

PLATON: Wecke die Erinnerung nicht, Meister! Sonst könnte es mich schmerzen, dass ich ein seliger Geist bin und nicht mehr unter den Lebendigen wandle. Unser Gastmahl! Zwei



Jahrtausende ist es her, und noch hat die Blume jenes Weins ihren Duft nicht verloren, noch ist nicht ausgelöscht der Sternenglanz jener Nacht, noch ist nicht völlig verflogen der göttliche Rausch jener Stunden.

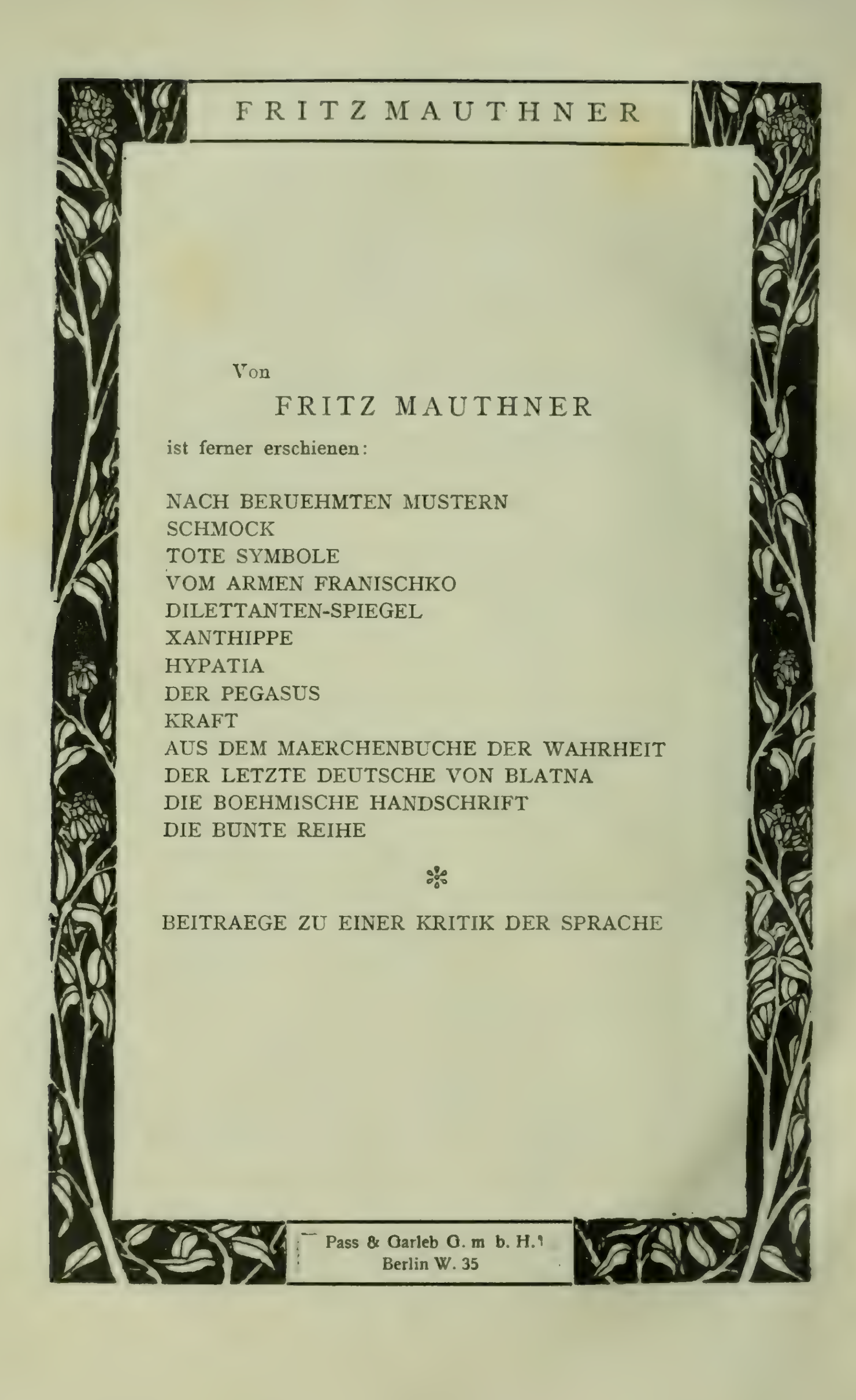
SOKRATES: Weisst du noch?

PLATON: Weisst du noch? Jawohl, wir waren trunken, aber der Weinrausch war in dieser Trunkenheit nur wie ein verflogenes Rosenblatt auf dem Wein im goldenen Becher. Trunken waren wir von Grösse und Schönheit. Trunken waren wir vom Lachen und von der Kraft. Aristophanes war mit uns und Alkibiades der Trunkenste von allen. Von Weisheit wurde nicht gesprochen. Schweigend sass sie bei unserem Gelage. Und scherzte, wenn sie reden musste. Sokrates, mein Sokrates, die Ewigkeit hier in den Gefilden der Seligen für die Trunkenheit jener einen lebendigen Nacht. Bei der Erinnerung wird der Nektar schal, und euch alle sehe ich schattenhaft und grau. Und bei der Erinnerung an unser unsterbliches Gastmahl, da willst du uns verwehren, einmal herzhaft aufzulachen über das irdische Gastmahl des Philosophenkongresses!

SOKRATES: Nicht verwehren, mein liebes Kind. Nur gerecht sein möchte ich gegen die Herren da unten, die ja nichts dafür können, dass der neue Sprachgebrauch auch sie Philosophen nennt. Ganz gerecht möchte ich sein und den Herren es nicht einmal verübeln, wenn sie unser Lachen mit ihrem Lachen erwidern.

Ja, ja, ihr Herren, die Philosophen der neuen Art haben allen Grund, über die Philosophen der alten Art zu lachen. Seltsam und fremd ist ihnen die Qual des Erkenntnisdranges, seltsam und fremd das Lebensopfer für ein unerreichbares Ziel. Fremd ist es ihnen, als einzigen Lohn Verfolgung, Verachtung, Tod oder Bann zu empfangen. Das Standesinteresse verlangt anderen Lohn. Seid still, ihr Herren, und horcht. Wer ein Lügenohr besitzt, der muss vernehmen, wie die da unten heimlich über uns lachen.

Ein zorniger Donnerschlag aus dem Abgrund des Himmels machte dem Reden und dem Horchen ein Ende.



Von

FRITZ MAUTHNER

ist ferner erschienen:

NACH BERUEHMTEN MUSTERN
SCHMOCK
TOTE SYMBOLE
VOM ARMEN FRANISCHKO
DILETTANTEN-SPIEGEL
XANTHIPPE
HYPATIA
DER PEGASUS
KRAFT
AUS DEM MAERCHENBUCHE DER WAHRHEIT
DER LETZTE DEUTSCHE VON BLATNA
DIE BOEHMISCHE HANDSCHRIFT
DIE BUNTE REIHE

❊

BEITRAEGE ZU EINER KRITIK DER SPRACHE

Pass & Garleb G. m b. H.
Berlin W. 35

